Abbildung 1: Ländliches Haus im Garten

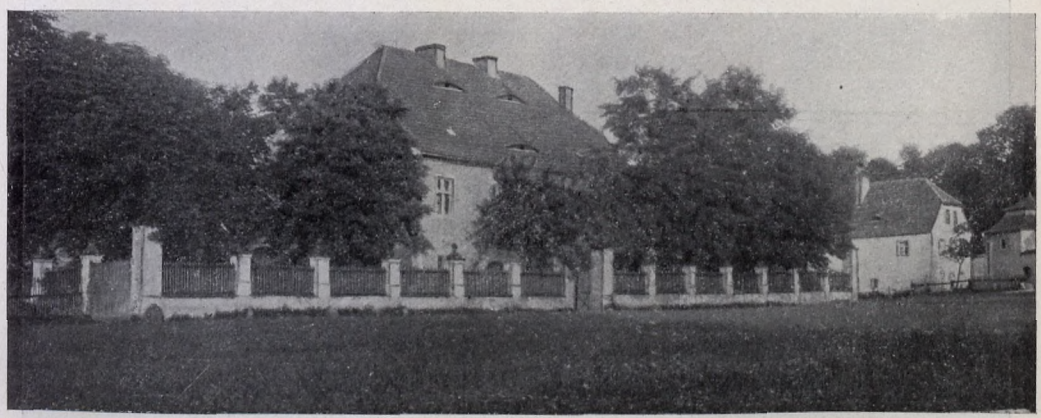


Abbildung 2: Vorstadt-Wohnhaus im Garten

Zum Aufsatz: Haus und Landschaft

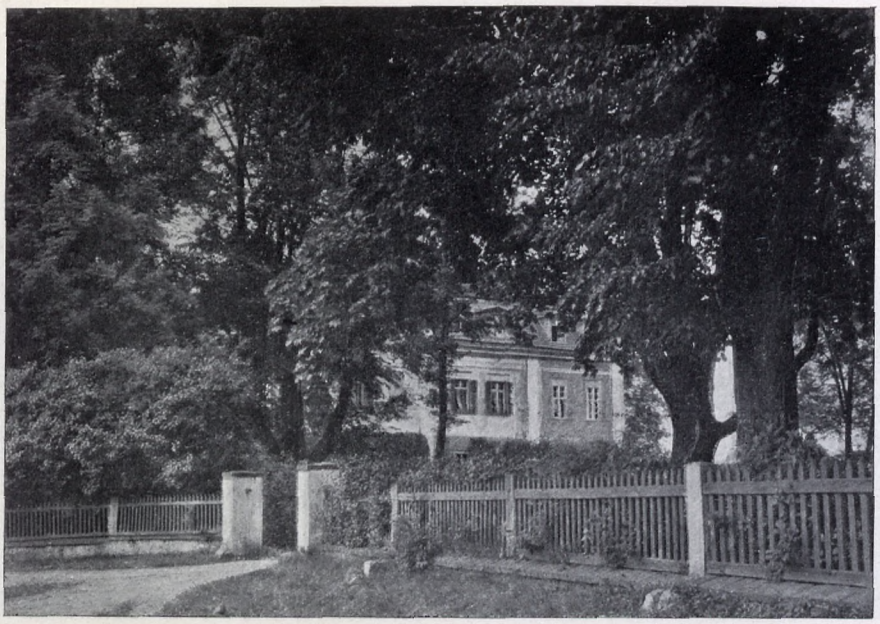
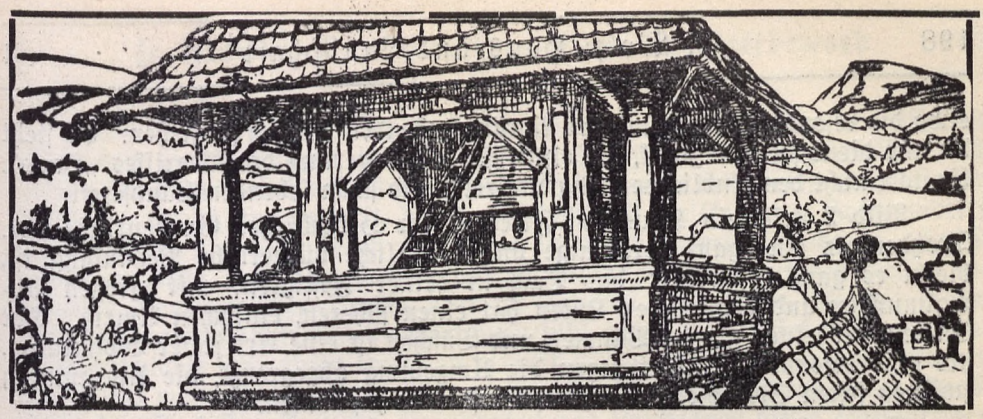


Abbildung 3: Gutshaus mit Park

Abbildung 4: Altes Bauern-Anwesen

Dr. Ault, An den Teichrändern



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 8 — 2. Januarheft 1911

Haus und Landschaft

Kein Zweifel, der Fortschritt der Menschheit ist nicht denkbar ohne ein immerwährendes Verändern, ja Zerstören der Natur. Nur, was wir ihr n e h m e n, gibt sie uns. Aber, wenn wir so fort und fort von ihr ernten wollen, so müssen wir sie ja leben lassen!

Das gilt nun nicht blos für unsere materielle, sondern auch für unsere geistige Nutzung der Natur. Greift der Mensch irgendwo tief in den Organismus des von ihm bewohnten Landes ein, so muß er darauf achten, daß das feine innere Leben dieses Organismus nicht ertötet wird, daß sein Werk in die entstandene Lücke als ein neues, lebenerhaltendes Etwas eintritt.

„Natur" im eigentlichsten Sinne, das von Menschen unberührt Ruhende oder Wachsende kann nicht bleiben, kann inmitten eines Kulturlandes nur bruchstückweise erhalten werden. Ihre Umwandlung zur menschenbewohnten Landschaft aber kann sich so vollziehen, daß nicht das alte Leben ausgelöscht wird und auf dem traurig leer gewordenen Platze ein neues, fremdes Dasein beginnt, sondern recht gut so, daß die feinen Adern des alten Lebens erhalten, aber mit einem neuen lebendig strömenden Blute erfüllt werden, so daß am Ende ein Drittes vor uns lebt, eine innige Vermählung natürlicher Grundlagen mit neuer Kultur.

Wir fordern heute, daß unsere Heimat ihre, zuerst in der Natur gegebene, Eigenart durch die Vermehrung des Menschenwerkes nicht verliere. Sie soll bleiben als ein Quell menschlicher Arbeitsfreude.

In diesem Sinne betrachtet diese Zeitschrift altes und neues Menschenwerk. Schauen wir heute in den Abbildungen an, wie ruhig und harmonisch Bauwerk und Landschaft zusammen treten können.

Bild 1 — aus Buschvorwerk bei Schmiedeberg. Im freien Felde, aus den vollen alten Bäumen und über die dicht umwachsene Einfriedigung des Gartens herausschauend, steht ein ganz schlichtes Gebäude. Es unternimmt nichts, um

etwa die besondere Beachtung der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Es steht da und dient seinem Zweck, die einfachste Verkörperung des Begriffes „Haus". Es stört nicht den Anblick der ringsum reich und schön lebenden Landschaft.

Bild 2 stellt ein Haus am Friedhof der Hirschberger Gnadenkirche vor. Trotzdem es eine ganz geräumige und behagliche bürgerliche Behausung ist, bleibt es ganz bescheiden; das Dach in seiner Festigkeit, mit großen Abwalmungen und blinzelnden Luken hat einen sicheren, einfachen Umriß. Der Garten mit seinen großen Bäumen und Büschen ist eine Art freier Wohnraum, als eine besondere Einheit gegen die Umgebung abgegrenzt, die Umzäunung zwischen festen Steinpfeilern faßt ihn bestimmt zusammen.

Ganz mit der gleichen unaufdringlichen Bestimmtheit und Klarheit sehen wir ein großes, reiches Anwesen, das ländliche Gutshaus Lomnitz mit seinem Parke, von Zaun und Hecke eingehegt. Anspruchslos schaut das Haus aus einer Lücke der grünen Bäume hervor — und doch erzeugen diese einfachen Dinge in ihrer Gesamtheit den Eindruck, daß hier eine frohe, vom Schicksal begünstigte Familie in Tätigkeit sich ihres schönen Besitzes erfreue. (Abb. 3.)

Primitiver, darum herber und großartiger, stellt sich das schwere alte Bauernhaus in Quirl (Abb. 4) zwischen die prachtvollen, außerordentlich hohen und schönen Bäume, deren Größe man durch den Vergleich mit dem Haus, mit der alten zerfallenen Mauer erst recht würdigt. Der starke Eindruck der Landschaft wird hier durch das Bauwerk förmlich gesteigert und um einen festen Punkt konzentriert.

Breit und behäbig stellt sich das Pfarrhaus von Lomnitz auf den Hügel vor der Kirche hin. Fast würde es uns zu geräuschvoll kräftig erscheinen, wären nicht mit feinem Taktgefühl dicht daneben Linden an die Kirchhofsmauer gepflanzt — so aber baut sich ein Ganzes aus Büschen, Hang, Haus und Bäumen in natürlicher Höhensteigerung auf.

Dem ist das Schloß Buchwald (Abb. 6) ganz entgegengesetzt. Hier, am ebenen Platze, wird die Landschaft nicht in ihrem höchsten Punkte noch erhöht, gesteigert, sondern es wird in ihren Rahmen gleichsam ein leuchtender Stein eingefügt, der den Blick auf sich lenkt. Diese Wirkung ist nicht zufällig, sondern berechnet, denn in der Landschaft sind genau so viel Baumgruppen, jede am rechten Flecke, teils geschont, teils neu angelegt worden, daß sich freilich unter Vermeidung harter Linien, eine Gasse bildet, die ebenso den Zweck hat, den Schloßbewohnern die Aussicht freizuhalten, wie den, das Schloß vorteilhaft sichtbar zu machen, und zwar gerade die Eingangsseite mit ihrer Freitreppe.

Für die Gestaltung der Umgebung des Schlosses Gröditzberg sind noch stärkere Mittel, das Architektonische mehr als das Landschaftliche betonend, gewählt worden. Eine herrliche, lange Lindenallee geht schnurgerade bis zum Parktor; hier wird ihre Absicht von der Auffahrt übernommen, wie unser Bild 7 zeigt: von den Baumgruppen rechts und links der Straße mit ihren weißen Steinen eng eingerahmt, ist das Schloß genau symmetrisch aufgebaut, der erhöhte Mitteltrakt von dem eigenartigen Uhrtürmchen gekrönt.

Endlich eines der hervorragendsten Schlösser Schlesiens als Beispiel! (Abbildung 9.) Schloß Fürstenstein liegt in einem waldigen engen Talgrunde auf einer Höhenkuppe, die einst den Bach und damit das ganze Tal zu scharfer Windung zwang. Das ist ein in der ganzen Landschaft einziger, hervorstechender Punkt, ein geradezu glänzend gewählter Standort für ein Schloß!

Wie ist aber dieser Platz auch ausgenützt! Ich kann nicht auf alle die glücklichen Verknüpfungen von Natur und Kultur, die hier geschlossen sind, hinweisen, dazu bedürfte es eines besonderen Aufsatzes mit vielen erläuternden Bildern. Es sei nur bemerkt, daß das Schloß erst im Lauf der Jahrhunderte den Platz bis zur vollendeten Harmonie eines Kunstwerkes ausbaute. Es ist schwer zu sagen, was hier mehr reizt: die alten, primitiv auf den Felsen getürmten asymmetrischen Trakte, oder die neueren Bauglieder, die mit einem geradezu meisterhaft feinen Proportionsgefühl gegen die Auffahrt hin symmetrisch entwickelt sind, einen kräftigen Risalit vorschieben und von dem niederen Turm sehr maßvoll gekrönt werden — oder aber die prachtvoll am Hang hinabsteigenden Terrassen, Treppen, Balustraden und Laubgänge dieses einzigartigen Gartens.

So sehen wir überall erst ein unbewußtes Schonen, dann ein bewußtes leises oder strengeres Umformen der Landschaft Hand in Hand gehen mit dem Errichten menschlicher Wohnstätten. Ueberall scheinen Haus und Landschaft nur dazusein, um einander gegenseitig zu steigern.

Nun sehe man aber, wie in dem an sich fein gestalteten Scheitniger Park bei Breslau plötzlich das hohle, stachlichte Gewächs eines „Vergnügungs-Etablissements" aufstarrt! Statt dem langgestreckten Hauskörper ein ebensolches Dach zu geben, was doch logisch gewesen wäre, finden wir ihn durch ein Gesindel zweckloser Turmdächer ganz aufgelöst und zersplittert, vergebens sucht der Mittelbau das Chaos zu beherrschen. Wie verfehlt ist alles! Vergleicht man die einem natürlichen Bildungsgesetz folgende Pyramide der großen Fichte rechts mit der gespreizten Pyramidenform der Dächer, so erscheint der Versuch des Gebäudes, mit der Natur in Konkurrenz zu treten, doppelt lächerlich und mißlungen. (Abb. 8.) Wir wollen nicht mehr Klischees an Gegenbeispiele verschwenden; findet doch jeder in seiner Nähe mehr als genug.

Freuen wir uns aber, daß die moderne Bewegung in der Architektur uns endlich von solchen Unnatürlichkeiten befreit.

Sicherlich, der Mensch braucht nur sein natürliches Empfinden recht ernsthaft zu prüfen, zu erziehen und zum Richter zu erheben, so wird er wieder wie früher aus Haus und Landschaft harmonische Bilder entstehen lassen.

Gustav Wolf.

Vom Görlitzer Kirchbau-Wettbewerb

In Görlitz-Süd, dem Landskronenviertel, soll auf weitschauender Höhe eine evangelische Kirche erbaut werden. Es erging daher an die Architekten Schlesiens, Brandenburgs und des Königreichs Sachsen die Einladung, Bauentwürfe zur Auswahl einzureichen, nicht allein für den Neubau der Kirche, sondern gleichzeitig für ein Doppelpfarrhaus daneben. Das für diesen Wettbewerb eingesetzte Preisgericht hat nun vor kurzem dahin erkannt, daß unter den eingelaufenen Arbeiten derjenigen der Architekten Köhler und Kranz in Charlottenburg der erste Preis verliehen werde, der des Stadtbaurats Wagner in Glogau der zweite und einer von dem Architekten Höppner aus Oschatz eingereichten der dritte Preis; darüber hinaus empfahl es der Kirchgemeinde, noch vier andere, näher bezeichnete Entwürfe anzukaufen, und schließlich wurden noch einige durch eine „lobende Erwähnung" ausgezeichnet.

Sämtliche eingegangene Pläne waren dann eine Woche lang öffentlich ausgestellt, zur freien Besichtigung für jedermann. Ueber hundert Pläne! Fast ausnahmslos von ernster künstlerischer Arbeit zeugende Entwürfe, darunter mehrere,

deren von Künstlerhand gemalte Schaubilder überdies einen erheblichen Kostenaufwand vermuten ließen. Und das ist nun alles für die übergroße Mehrzahl der Teilnehmer wieder einmal vergeblich gewesen; ohne jeden Lohn für die große, monatelange Mühe, ohne jede Spur einer lautgewordenen Anerkennung für so viele geistvolle Ideen wandert die Masse der leer ausgegangenen Arbeiten in die Vergessenheit der Mappen zurück. Wie viel vergebliche Hoffnungen werden dort wieder begraben werden! Welche Unsumme bitterer Enttäuschungen folgt unausbleiblich einer jeden solchen Konkurrenz, wie auf das Licht der Schatten! Fürwahr, die deutschen Künstler leisten freiwillig zugunsten der von Behörden und Privaten ausgeschriebenen Wettbewerbe alljährlich einen unbelohnten Aufwand an geistiger und physischer Arbeit, von dessen außerordentlichem Wert das große Publikum sich schwerlich etwas träumen läßt.

Viel anerkennende, aber auch nicht weniger bissige, abfällige Bemerkungen kann man hören in solcher Ausstellung. So manchen recht wohlfeilen Spott aus dem Munde von Leuten, die zu solcher Kritik kaum berufen sind. Sie alle sollten nicht vergessen, daß zum mindesten ernste Anstrengungen und eingehende Studien dazu gehören, wenn man sich in Dingen der Kunst ein selbständiges Urteil bilden will; zumal in der Architektur, deren eigentliches Wesen selbst manchem Kunstgelehrten zeitlebens ein „Buch mit sieben Siegeln" bleiben soll, wie es heißt, und wie mancher wohl schon freimütig selbst eingestanden hat; ich möchte hinzufügen: auch manchem sogenannten „Bauverständigen". Gewiß, wer sich in die Oeffentlichkeit wagt, fordert die öffentliche Kritik heraus! Aber es bedeutet noch lange keinen Freibrief für jedermann zu fröhlicher Hatz, ist auch noch kein Beweis irgendwelcher Minderwertigkeit, wenn einer unter hundert und mehr Mitbewerbern leer ausgeht. Denn das Bessere ist des Guten Feind, und überdies ist kein Preisgericht unfehlbar.

Und es war so viel des Guten und des Allerschönsten grade in dieser Ausstellung! Das Preisgericht, das zu einem großen Teil selbst aus Künstlern bestand, wird keine leichte Wahl gehabt haben. Um so dankbarer muß die getroffene Entscheidung begrüßt werden von allen, welche den mühevollen Versuch gewagt haben, den Gründen dieser Entscheidung nachzugehen; soweit das für einen Nichteingeweihten überhaupt möglich ist. Natürlich konnte man auch manche Unzufriedenheit wahrnehmen über die gefällte Entscheidung; das ist das gute Recht eines jeden. Dem Berichterstatter liegt es übrigens fern, eine Kritik der Kritik geben zu wollen. Doch die eine Bemerkung sei ihm hier gestattet: es ist ihm so vorgekommen, als habe das Preisgericht sich diesmal förmlich Mühe gegeben, durch eine gewisse, fast bei jedem Wettbewerb wiederkehrende Spekulation auf eine etwaige stilistische Voreingenommenheit sich nicht blenden zu lassen, und ebensowenig durch die sogenannte „große Aufmachung", die viele Teilnehmer für notwendig halten. Das scheint zwar selbstverständlich zu sein, ist aber selbst für den Fachmann mitunter sehr schwer. Vielleicht hätte man trotzdem manchem Veilchen, das da in einer verborgenen Ecke blühte, übersehen von dem Strom der Ausstellungsbesucher, weil es auf perspektivische Schaubilder in großem Maßstab, dieses unwiderstehlichste Anziehungsmittel verzichtet hat, irgend eine offizielle Anerkennung wünschen mögen. Andrerseits wird man zugeben müssen, daß die mit Auszeichnungen bedachten Arbeiten, soweit sie einen solchen äußeren Pomp nicht entbehrten — wie z. B. der dritte Preis! — nicht dieserhalb, sondern wegen der sachlichen Vorzüge, die sie außerdem und zweifelsohne erkennen ließen, die Anerkennung der Preisrichter durchaus verdient zu haben scheinen.

Der Unterzeichnete wird übrigens nicht der einzige gewesen sein, dem es die soeben erwähnte Arbeit bei dem ersten flüchtigen Ueberblick ganz besonders angetan hat! Es war sozusagen eine Liebe auf den ersten Blick. Womit keineswegs gesagt sein soll, daß diese immer das richtige trifft. Man hat an diesem Entwurf bemängelt, daß sein Verfasser einen ziemlich großen Apparat von monumentalen Freitreppenanlagen vorschlägt, die aus dem davorliegenden Talgrunde zur Höhe des Kirchenplatzes emporführen sollen. Indessen, warum sollte diese „Zukunftsmusik" mit ihren nicht anzuzweifelnden Mehrkosten nicht eben als solche ihre Geltung behaupten dürfen? Nämlich als immerwährende Anregung für den Tatendrang einer späteren Generation. Muß denn immer alles auf einem Brett beglichen werden? Haben nicht an den größeren Kirchenbauten der Vorzeit fast ausnahmslos viele Jahrzehnte, Jahrhunderte gestaltet und ergänzt und ausgeschmückt? — Der Kirchplatz mit seinen

Lauben bedeutet übrigens auch ohne die aufwändigen Freitreppen eine wunderschöne Idee, der man wohl die Ausführung wünschen möchte; und zwar auch dann noch, wenn die Kirche selbst, so schön und praktisch sie an sich ist, wegen ihrer angeblich zu starken Anlehnung an einen bereits anderwärts ausgeführten Bau in dieser Form nicht in Frage käme.

Kopfschüttelnd sah man viele, sehr viele vor der gleichfalls mit einem Lorbeerkranz geschmückten, ziemlich schlicht ausgestatteten Arbeit stehen, welche den ersten Preis davongetragen hat. „Was! Die Kirche hat ja nicht mal anständige Fenster! Und der plumpe Turm! Kirchtürme müssen schlank sein und eine Spitze haben, sollen wie erhobene Finger gen Himmel weisen!" Der gute Mann war offenbar Kenner oder er hatte wenigstens irgendwo in einer älteren „Geschichte der Architektur" einmal was Aehnliches gelesen. Nun, die Herren Verfasser werden sich darüber zu trösten wissen. Ihren großen Erfolg verdankt die Arbeit aber wohl zunächst der hervorragend brauchbaren Grundrißidee mit der auf einer Seite eingebauten Orgelempore, während die andere Seite freibleibt und die wertvolle Empore im Rücken völlig zu Plätzen für Kirchenbesucher ausgenutzt werden konnte; ein Gedanke, ebenso gut wie neu (soviel ich weiß), der eine sehr eigenartige, interessante Innenwirkung verspricht und im protestantischen Kirchenbau vielleicht eine Zukunft haben könnte. Die Außenerscheinung war nach der Meinung des Unterzeichneten durchaus ebenbürtig, der hohen, freien Lage gemäß auf eine kräftige Fernwirkung berechnet und demzufolge überall wunderbar in der Masse zusammengefaßt, wobei das Uebergewicht des Kirchengebäudes über das Pfarrhaus besonders gut zur Geltung kam.

Was dieser Entwurf sonst noch in sich barg an heimlicher Kunst, z. B. in dem schönen Verhältnis von Fläche und Oeffnung usw., das war vielleicht das reizvollste daran; aber beschreiben läßt sich das nicht, auch gehört wohl zu solchem Genießen, daß man sich schon recht innig bemüht habe, in das eigentliche Heiligtum der architektonischen Kunst einen Blick zu werfen. Von einer größeren Anzahl von Entwürfen galt übrigens ungefähr dasselbe; das mußte besonders einem jeden, der etwa vor einem Jahrzehnt oder noch früher ähnliche Ausstellungen forschend durchwandert hat, gerade diesmal angenehm in die Augen fallen. Dergleichen wahrzunehmen, ist hocherfreulich; während die ungeheure Ueberzahl der *ausgeführten* Neubauten von heute, nicht zum wenigsten auch in unserer schlesischen Heimat, infolge mangelnden Verständnisses bei vielen Bauherren und Ausführenden noch immer stark in ihrem künstlerischen Wert herabgemindert erscheint, wird durch eine so stattliche Auslese vorzüglicher Leistungen, wenn auch nur auf dem Papier, klar genug bewiesen, daß man den heimischen Architekten schweres Unrecht antut, wenn man sie für den immer noch andauernden Tiefstand unseres durchschnittlichen Bauwesens verantwortlich macht.

Etwas wärmere Gegenliebe schien sich im allgemeinen der Entwurf „Schlesien" zu erobern, der „zweite Preis". Ich habe mich darüber eigentlich gewundert. Freilich, die Verdammungsurteile blieben auch nicht etwa aus! Dafür hatte sich der Architekt allzu souverän über so ziemlich sämtliche Lieblingsvorstellungen hinweggesetzt, die man sich heutzutage von einem anständigen Kirchengebäude zu machen pflegt. Ich habe zwar nicht wahrgenommen, daß sich die Vorliebe für irgend einen bestimmten „Stil" mit der früher oft gehörten, volltönenden Beredsamkeit hervorgewagt hätte; nicht einmal für die einst so beliebte Backsteingotik. Man weiß ja, daß dergleichen „Stilarchitektur" augenblicklich bedeutend aus der Mode gekommen ist. Und die es aus ernster künstlerischer Ueberzeugung anders halten, die lieben es heute wohl meistens nicht, darüber zu debattieren, am wenigsten vor Unberufenen. Aber auch sonst hatte der Berichterstatter grade von diesem Entwurf den Eindruck, als wende er sich mit vertrauender Sicherheit lediglich an die künstlerische Urteilsfähigkeit der *Fachleute*, oder auch: als gehe er überhaupt völlig unbekümmert seinen eigenen Weg, ohne viel an die herrschende Mode oder auch nur an den nächstliegenden Erfolg zu denken. Um so besser, daß dieser gleichwohl nicht ausgeblieben ist! — Da war nichts an dieser Kirche von der „gefälligen Gliederung", ohne die sich mancher überhaupt keine schöne Baukunst denken kann, nichts auch von einer zierlichen Schmuckform; oder auch von der „monumentalen Wirkung", wie ein anderes Lieblingsschlagwort lautet, unter dem man sich aber in der Regel etwas anderes vorstellt als die wirkliche, gute Denkmalwürdigkeit nach Form und Baustoff; ja nicht einmal ein „allbeherrschender Turmbau" war zu konstatieren.

Ueber letzteren Punkt wagten selbst Wohlmeinende nur entschuldigend zu urteilen, daß der Turm doch wenigstens von drei Seiten immer noch zur Geltung komme. „Aber diese unglaubliche, nüchterne Form! Als ob es oben nicht weiter gelangt hätte! Entweder muß der Turm höher werden — viel höher! — oder das Kirchdach niedriger. Ja! Und zu oberst muß der Turm eine luftige Silhouette haben, es fehlt jedes Ausklingen nach oben. Und überhaupt dieses Kirchdach! Das kann gut noch so und so viel niedriger und moderner werden." — Hoffentlich bewahrt ein gütiges Geschick Kirche und Turm vor solchem Unglück. Nur ja nichts ändern wollen an dem einzig schönen Wechselverhältnis zwischen Kirchdach und Turm! Grade auf der herben, durch keine schwächliche Gliederung gebrochenen Kraft dieses majestätischen Satteldaches, dem selbst der kraftvoll-schlichte Turm sich unterordnet, beruht augenscheinlich der geradezu prachtvolle Gesamteindruck dieser Gruppe, dem kein noch so umfangreicher Turmbau allein es gleichtun könnte. Man denke sich diese einfach-große, scharf umrissene Dachfläche als dämmerige Schattenwand vor einem sonnendurchleuchteten Morgenhimmel stehen, oder — etwa beim Blick von der Landskrone her — als massige Krönung des ganzen Stadtbildes mit seinen vielgestaltigen, ungezählten Dächern und Dächelchen: und man wird es vielleicht verzeihlich finden, wenn vor einem solchen Zukunftsbilde die Stimmung einiger besonders Begeisterten zuletzt in eine Art Schwärmerei umschlug. (Der Berichterstatter gesteht in aller Bescheidenheit, mit unter diesen leider unmaßgeblichen Schwärmern gewesen zu sein.)

Uebrigens haben auch die praktischen Vorzüge der Arbeit die Anerkennung der Preisrichter gefunden, soweit wir uns erinnern, und nicht minder der außergewöhnlich feine Reiz des Innenraumes, den man von der Ausführung erwarten darf, und den die flüchtig angedeuteten Perspektivskizzen nur eben noch ahnen ließen. —

Es ist leider nicht möglich, alle die Arbeiten hier zu besprechen, die das Preisgericht sonst noch ausgezeichnet hat. Nur eine Gruppe von Arbeiten sei noch erwähnt. Sie umfaßt einen gewissen stilistischen Typus, dem man in einem für die „Heimatblätter" bestimmten Bericht wohl einen Vorzug einräumen darf, weil er — wenigstens nach Ansicht des Berichterstatters — in die heimische Landschaft sich besonders glücklich einzufügen scheint. Nicht als ob irgend einer der preisgekrönten Entwürfe dieses Streben nach „Bodenständigkeit" völlig vermissen ließe! Ich meine aber diesmal jene anderen, welche „Heimatkunst" ohne Altertümelei in dem ja nicht mehr unbekannten, engeren Sinne treiben wollten. Diese Gruppe war zahlreich vertreten und umfaßte recht viele besonders liebenswürdige Arbeiten, so daß sich schon aus diesem Grunde eine ausnehmende Behandlung wohl rechtfertigt. Man kann getrost von einer geschlossenen Gruppe sprechen, stand doch ihnen allen das bewußt oder mehr unbewußt verfolgte, gemeinsame ideale Ziel an die Stirn geschrieben: wir wollen uns den frohen Glauben nimmermehr rauben lassen, daß die schöne, schlichte Kunst der Väter noch der Lebenskeime genug in sich birgt auch für unsere Tage, daß wir keinen Leichnam zu konservieren trachten, wenn wir unser Neues unmittelbar daran anknüpfen, ohne die müßige Sorge, es müßte abermals ein äußerliches, totes Jagen nach dem „Stil" daraus hervorgehen. Und der — „innerliche" — Erfolg schien ihnen recht zu geben, denn trotz aller unverkennbaren Zielgemeinschaft entfaltete sich gerade in diesem Lager eine frische, lebensvolle Mannigfaltigkeit. Kenntlich genug waren sie dessenungeachtet an einer sie gleichermaßen umfassenden Harmonie, sodaß man diese Bauten wohl sämtlich in ein und demselben Ausschnitt der Landschaft, vereint zu „Städtebildern", hätte ausgeführt sehen mögen, ohne daß sie, abgesehen vom praktischen Zweck, einander gegenseitig gestört oder übertrumpft hätten; im Gegenteil. Unter diesem Gesichtswinkel erkennen wir z. B. auch, daß wir die nicht eben wenigen darunter, die unverkennbar zu mehr süddeutscher oder gar tiroler Art hinneigten, hier unbedenklich mit einreihen durften; mir wenigstens schienen diese durchaus nur eine vollbürtige Abart des heimatlichen Kunstgefühls darzustellen, erfüllt vielleicht von etwas lebhafterem Temperament. Ich stehe nicht an, ihre feste Naturwüchsigkeit und ihre naive Freude an lichten, sonnigen Flächen zu unserer schlesischen Berglandschaft ganz passend zu finden. Als Vertreter dieser ganzen Gruppe sei nur ein Entwurf erwähnt, der mir besonders durch die scheinbare Selbstverständlichkeit seines Aufbaues sympathisch war und an künstlerischer Reife von keinem der preisgekrönten übertroffen wurde, der auch zur engeren Wahl gelangt ist und die Blicke der Besucher ziemlich gleichmäßig immer wieder auf sich zog, die der mehr und auch die der minder „Kunst-

gelehrten". Vielleicht ist das ein Zeichen, daß gerade diese, jedenfalls gesunde Kunstauffassung am ehesten berufen sein könnte, die Architektur wieder volkstümlich werden zu lassen! Die Arbeit trug das Kennwort „Johannes". Da sie auch von der offiziellen Kritik — „trotz der etwas ländlichen Haltung", oder ähnlich, so hieß es da — hohes Lob erntete und meines Wissens nur in geringen Kleinigkeiten — am Dach des Pfarrhauses — bemängelt wurde, so darf man wohl annehmen, daß die Empfehlung zum Ankauf nur aus Mangel an weiteren Mitteln unterblieben sei. Beiläufig: dem Unterzeichneten gefiel dieses Pfarrhaus beinahe am besten von allen. —

Hoffentlich waltet auch fernerhin ein günstiger Stern über der Kirchbausache; und vor allem: möchte es einem der vom Preisgericht ausgewählten Künstler beschieden sein, seinen Entwurf selbst auszuführen. Denn nur unter dieser Bedingung dürfen wir hoffen, daß endlich einmal ein Kirchbau ganz gelingt; daß auf jener von der Natur so bevorzugten, weithin sichtbaren Anhöhe eine vorbildliche Baugruppe entsteht, die gesehen zu werden verdient, die der anmutigen Landschaft und der schönen Stadt würdig ist. Hans Freude.

Schlesische Goldschmiedewerke des Mittelalters

Von Dr. Otfried Schwarzer. (Schluß)

Die am kühnen Bau gotischer Dome geschulte Phantasie des mittelalterlichen Goldschmiedes ersann ihre feinsten und eigenartigsten Schöpfungen in den Monstranzen, jenem Schaugerät, das bei Prozessionen die Eucharistie umschließt. Recht eigentlich eine Erfindung der Gotik, übersetzen sie die himmelanstrebende Wucht ihrer Architektur, den ganzen Reichtum ihrer konstruktiven und dekorativen Einzelformen in ein zartes Gliederwerk aus bildsamem Metall. All das Pfeiler- und Fialenwerk, Maßwerk und Kreuzblumen, die Baldachine mit ihren Heiligenfiguren erscheinen hier in der Verfeinerung der Kleinkunst, die über das geschmeidigste Material verfügt.

In Schlesien, wo die Fronleichnamsprozession erst 1450 eingeführt wurde, stammen die frühesten Monstranzen von Kunstwert aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auch bei diesem Gerät war Silber nur das Material für reichere Kirchen. Durch besondere Eigenart der Erfindung, durch die wunderbare Rhythmik und Zierlichkeit des Aufbaus überragt alle anderen schlesischen Arbeiten die herrliche Monstranz in der katholischen Pfarrkirche St. Mariae zu Ratibor, wie man annimmt nach einem Entwurf von Veit Stoß, der damals in Krakau tätig war, in einer Ratiborer Werkstatt als Stiftung der Herzogin Magdalene von Ratibor zum Seelenheil ihres 1493 verstorbenen Gemahls gefertigt. Auf sechs gegossenen Löwen als Wappenhaltern ruht über sechsseitiger Basis ein Turmbau in zwei Geschossen. Das Untergeschoß, von gedrehten Eckſäulen und Strebepfeilern getragen, wölbt sich über einem in Silber getriebenen, teilweise vergoldeten Hüftbilde Christi. An den Strebepfeilern stehen Rundfiguren von Heiligen. Darüber erhebt sich in dem auf fialengeschmückten Pfeilern und Säulen ruhenden Obergeschoß das mit Steinen verzierte Tabernakel, flankiert von den Gestalten Johannes des Täufers und des Evangelisten, gekrönt von Maria als Himmelskönigin. Das Gehäuse endigt über der Kreuzblume in dem symbolischen Pelikannest.[1]) Mit diesem Werke verwandt ist eine etwa gleichzeitige Monstranz in der katholischen Pfarrkirche zu Sohrau Kr. Rybnik, ein luftiger Architekturaufbau auf achtpassigem Fuß über einem mit Distelblüten verzierten Nodus. Die Einzelformen, wie die gebogenen Fialen, zeigen hier bereits eine gewisse Uebersättigung an dem Architekturkultus der strengen Gotik. In ähnlicher Weise durchbricht die Künstlerphantasie die Schranken der architektonischen Regeln an der schönen, schlank aufsteigenden Monstranz der katholischen Pfarrkirche zu Glogau, einem Werk des Breslauer

[1]) Es ist uns leider nicht möglich, unserer Absicht gemäß in diesem Heft eine Abbildung des hervorragenden Werkes zu bringen. Wir hoffen aber, im nächsten oder übernächsten Heft die Monstranz zeigen zu können.

Goldschmieds Oswald Rothe. [2]) Obgleich die Tätigkeit dieses Meisters bereits in die Zeit der Renaissance fällt, trägt seine Monstranz doch noch durchaus gotischen Charakter, nur der Strahlenkranz um das ovale Tabernakel klingt bereits an die Sonnenmonstranzen der Renaissance an. Gotische Monstranzen finden sich noch in den Kirchen zu Ruderswald Kr. Ratibor, Oberglogau, Grünberg, eine besonders interessante zu Guhrau. Sie zeigen meist den charakteristischen Architekturaufbau auf hohem mit Knauf versehenen Ständer und sechs- oder achtpassigem Fuße, an welchem die Kirche hier und da bis über die Renaissance hinaus festgehalten hat. Andere Typen sind seltener. Unter anderm besitzt das Diözesanmuseum eine Monstranz aus dem 16. Jahrhundert (aus Sprottau) in der ungewöhnlichen Form eines Standkreuzes.

Die Reliquiare teilen mit den Monstranzen das Schicksal, daß sie in den Stürmen der Reformationszeit vor anderem Silbergerät als für den neuen Gottesdienst entbehrlich in die Schmelze wanderten. Vor der Reformation waren Hierotheken aus den verschiedensten Stoffen und in den verschiedensten Formen in den Kirchen überaus zahlreich. Der Reliquienkultus stand damals in der Blüte, und jede Kirche gab ihr Bestes für eine würdige Ausstattung der Heiltumsbehältnisse. Mit den Kirchen zu Prag und Halle konnten freilich die Breslauer in dieser Beziehung nicht wetteifern.

Zu den ältesten Hierotheken von künstlerischem Werte gehören zwei Reliquienkreuze aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts in der katholischen Kirche zu Peiskretscham und im Breslauer Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Die Form des Kreuzes blieb auch in späterer Zeit am häufigsten. Es erhebt sich meist auf einem Untersatz, dessen Form und Verzierungsweise dem der Monstranzen und Kelche entspricht, und endet mit seinen Armen stets im Dreipaß (Kleeblatt). Die Schauseite trägt gewöhnlich den Kruzifixus in plastischer Arbeit in der herbrealistischen Auffassung der Zeit, die durch Glas oder Krystall verschlossenen Reliquienbehälter und die Evangelistensymbole in den Kleeblattenden, häufig auch plastisches oder graviertes Zierwerk, Maßwerk, Laub- und Blumenmotive, Trauben, Rosetten, bisweilen Relief- oder Rundfiguren von Heiligen. Aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt noch ein eigenartiges Pacificale in der ehemaligen Klosterkirche zu Liebenthal, eine Stiftung aus den Hofkreisen der letzten Herzogin Agnes von Schweidnitz-Jauer.[3]) Von dem vierpassigen, kräftig profilierten und reich mit Maßwerk, Blumen und Fabeltieren gravierten Fuße steigt ein aus zwei Architekturgehäusen mit blau und grün emaillierten Fenstern gebildeter Schaft auf. Rundfiguren von Maria und Johannes, auf Nebenästen stehend, vervollständigen den Kruzifixus zu einer Kreuzigung, ein Motiv, das auch auf einem späteren Kreuz in der Marienkirche zu Patschkau wiederkehrt. Ein fein gearbeitetes Blütenband an den Seiten der Kreuzbalken vollendet den Eindruck einer mit besonderer Liebe behandelten Arbeit.

Die spätere Gotik liebte reicheren Schmuck mit Steinen, Perlen und Email. Die Kreuze dieser Zeit lassen z. T. eine besonders feine Behandlung des Ornaments erkennen, wie durchbrochene und mit buntem Email hinterlegte Musterung der Kreuzarme, reicheren Laubwerkbelag und seitliche Verzierung der Arme mit spitzenartigem Ornament, auch wohl zwischen den Armen Zierfüllungen wie Krabben, Mohnkapseln oder Lilien. Solche Reliquienkreuze des 15. Jahrhunderts besitzen der Domschatz und das Kunstgewerbemuseum zu Breslau, die Kirchen zu Neisse, Ratibor, Czarnowanz, Guhrau und andere mehr. Gotischen Charakter tragen auch noch einige in reicherer Art gehaltene Kreuze aus dem 16. Jahrhundert im Domschatz, in der katholischen Kirche zu Heinrichau und anderwärts, wiewohl nicht ohne einen Anklang an die lebensvollere Auffassung der Renaissance. Die handwerkliche Tradition der Goldschmiedewerkstätten hat übrigens den gotischen Typus des Kreuzes, sei es als Altar- oder Reliquienkreuz, auch in den späteren Stilepochen noch vielfach festgehalten.

Die Geistlichkeit trug kleine Kreuze, gewöhnlich mit Reliquien versehen, bei besonderen Gelegenheiten als Brustschmuck. Eine Anzahl solcher zierlicher Hierotheken des 15. Jahrhunderts, z. T. mit schönen Gravierungen, besitzt das Breslauer Kunstgewerbemuseum aus dem ehemaligen Kirchenschatz der Elisa-

[2]) Abbildung bei Hintze, Bresl. Goldschmiede, S. 145.
[3]) Abbild. Schles. Vorzeit I, 6.

bethkirche. Aus Breslauer Kirchen stammt auch die bemerkenswerte Sammlung des Museums von Reliquienkapseln.[4]) In solchen Behältnissen pflegte auch wohl der Laie kleinere Heiltümer aufzubewahren. Die erhaltenen Kapseln gehören denn auch meist dem späteren Mittelalter an, als das Sammeln von Reliquien in höchster Blüte stand. Von besonderer Schönheit ist eine Kapsel aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, deren Kristallscheibe von blau emaillierten Rosetten mit Goldknöpfen in der Mitte umrahmt wird. Um ihre Seitenwand schlingt sich gotisches Astwerk mit Blumenkronen, aus denen geflügelte Engel hervorschauen. Durch die Scheibe erblickt man einen vergoldeten Kruzifixus, die Rückseite trägt in Gravierung das Schweißtuch der heil. Veronika. Die gleiche Meisterschaft in Komposition und Technik bewundern wir an einer anderen Kapsel späterer Zeit (um 1500). Hier ist um die Scheibe ein fein gearbeiteter Kranz von Eichenzweigen, frei über einer breiten Hohlkehle liegend, um die Seitenwand ein solcher von Lindenzweigen gewunden. Bei einer elfenbeinernen Reliquienkapsel des 14. Jahrhunderts, an der nur der gravierte Deckel Goldschmiedearbeit ist, weist die geschnitzte Liebesszene, die im 15. Jahrhundert zur Verkündigung umgearbeitet wurde, auf ihren ursprünglich weltlichen Gebrauch. Schöne Pektoralkapseln aus dem 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts befinden sich endlich auch im Diözesanmuseum und im Domschatz, in letzterer Sammlung u. a. auch eine farbenprächtige Arbeit in ungarischem Drahtemail mit Steinen.

Schon früh waren als Hierotheken Köpfe, Brustbilder, einzelne Gliedmaßen und ganze Heiligenfiguren aus edlen Metallen in Gebrauch. Eine Heiligenherme aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts im Diözesanmuseum, herb und ungelenk im Ausdruck, ist wohl das früheste Reliquiar dieser Art in Schlesien. Als Kunstwerk steht unter ihnen am höchsten die Herme der heil. Dorothea im Breslauer Kunstgewerbemuseum, vielleicht ein Geschenk Kaiser Siegmunds an seine schlesische Hauptstadt, ein Werk, das in seiner Eigenart in öffentlichen Sammlungen Deutschlands kaum seinesgleichen hat. Gewand, Haar und Krone der Heiligen sind vergoldet, die Fleischteile im matten Glanz des Silbers gehalten. Ein reich mit Steinen und Glasflüssen verzierter Ornamentstreifen aus feinen à jour gearbeiteten Akanthusblattranken vermittelt den Uebergang vom Sockel zur Büste. Besonders die Bildung des Kopfes, eines Mädchenantlitzes voll Sanftmut und Milde, zeigt eine ungewöhnliche künstlerische und technische Meisterschaft. Mit solcher Innigkeit, so kindlich jungfrauenhaft und zart malten die Kölner Meister ihre Madonnen. Ein west- oder süddeutscher Künstler mag die Büste um 1430 in Ungarn geschaffen haben. Die überaus fein gearbeitete Krone ist ein schönes Beispiel der um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Ungarn blühenden Drahtemailtechnik, deren spätere Einwirkungen auf schlesische Werkstätten wir bereits kennen lernten. Auf ihrem Reif stehen Blumen, Trauben und Blätter in opakweißem, grünem und rotem transluziden Email und weißsilberne Ranken und Blätter, um eine Wellenlinie von Golddraht geordnet, auf blauviolett emailliertem Grunde. Er wird von Akanthuszacken in den reinsten Formen der Spätgotik gekrönt. Die Farbenwirkung der Krone erfährt noch eine Steigerung durch aufgesetzte Halbedelsteine und bunte Glasflüsse.

Als plastisches Kunstwerk gleich vortrefflich, wenn auch schlichter im Dekor, ist die Reliquienbüste der heil. Hedwig im Breslauer Domschatz (der Kreuzkirche gehörig), deren Entstehung etwa ein Jahrhundert später fällt. Die Herzogin ist als ältere Frau in Schleier und Herzogskrone dargestellt. Spätgotisches Granatapfelmuster und bunte Steine zieren als einziges Ornament Krone und Brustgewand.

Der Meister der Hedwigsbüste, Andreas Heidecker, schuf für die Kreuzkirche auch zwei Armreliquiare, das der hl. Hedwig und das des hl. Bartholomäus, Arbeiten von guter Technik. Bemerkenswert ist das fein modellierte Marienfigürchen in der Hand der hl. Hedwig. Unser Kunstempfinden vermag sich freilich mit der künstlerischen Darstellung einzelner Gliedmaßen nicht zu befreunden und selbst eine feinere Durchbildung im Einzelnen und ein reicheres Ornament, wie es zwei dieser Hierotheken im Domschatz (die eine von 1465, die andere, von Oswald Rothe gearbeitete, von 1512) zeigen, hinterläßt uns leicht das Gefühl des Mißverhältnisses zwischen Stoff und künstlerischem Wollen.

[4]) Abbild. in Schles. Vorz. I, 5.

Es bedurfte der Kunst eines Fabian Nitsch, um nach solchen Vorbildern Reliquiare zu schaffen, die über dem Kunstwerk den Gegenstand vergessen lassen.

Auch Vollfiguren von Heiligen scheinen als Reliquienbehälter in schlesischen Kirchen im Mittelalter nicht selten gewesen zu sein, wenn die in alten Schatzverzeichnissen angeführten Heiligen nicht etwa bloß Teilhierotheken bedeuten. Bloße Andachtsbilder ließen nur begüterte Kirchen in Silber arbeiten, wie der Breslauer Dom, der schon 1468 ein solches Bild seines Schutzheiligen besaß und es nach seiner Entwendung 1487 durch ein kostbareres für 900 Gulden ersetzen ließ. Die Sammlung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer bietet einige Proben mittelalterlicher Figurenplastik in edlen Metallen. Ziemlich derb und gedrungen gearbeitet sind die als Gegenstücke gedachten Figuren der hl. Hedwig und Johannes des Täufers (1495). Ansprechender ist Erfindung und Ausführung an einer vergoldeten Marienstatue von vortrefflichem Faltenwurf. Ihr Postament wird von musizierenden Engeln flankiert und zeigt figürliche Darstellungen in geringem Email. Eine ebendort befindliche vergoldete Statuette der hl. Barbara, aus Kupfer gefertigt, mit einem Brillant als Mantelschließe, ist ebenfalls hierher zu rechnen.

Als Heiltumsbehältnisse sind ursprünglich wohl auch die sogenannten Hedwigsgläser zu betrachten, Becher aus dunklem Glase mit geschnittenem Ornament, wahrscheinlich orientalischen Ursprungs. Das Breslauer Museum besitzt unter andern solche Stücken auch eins mit einem auf drei knienden Engeln ruhenden Fußreif, einer Arbeit des 15. Jahrhunderts.[5])

Mittelalterliche Goldschmiedearbeiten aus Laienbesitz gehören in Schlesien wie anderwärts aus verständlichen Gründen zu den größten Seltenheiten. Von dem prächtigen Tafelgerät des späten Mittelalters, wie wir es aus einigen Sammlungen kennen, hat sich in Schlesien fast nichts erhalten. Einige Stücke bewahrt das Breslauer Museum, ein mit vergoldetem Kupfer montiertes Trinkhorn aus dem 15. Jahrhundert und zwei Becher aus dem Besitz der dortigen Zwingerschützen,[6]) mit ausladender Wandung auf drei Kugelfüßen stehend (1509). Ihren eigentlichen Kunstwert erhalten diese Becher aber erst durch die reizvollen Gravierungen aus der Renaissancezeit. Eine schöne Arbeit schlesischen Ursprungs vom Ende des 15. Jahrhunderts befindet sich in der Kunstsammlung des Königs von Dänemark, ein aus Serpentin geschnittener schlanker Becher mit Montierungen — Friesen aus Drahtemail mit Ranken- und Blütenmustern — aus vergoldetem Silber, auf drei Figürchen als Wappenhaltern ruhend,[7]) Fürsten und Städte haben in Schlesien wie anderswo ihren Silberschatz gehabt. Wir wissen, daß größere Städte an Fürsten und Staatspersonen stattliche „Verehrungen" aus der Werkstatt des Goldschmieds zu machen pflegten. Aber die Zeit der Not hat all diese Schatzkammern geleert.

Der Goldschmied war zugleich Juwelier, und auf diesem Gebiete erweiterte sich seine Tätigkeit im späteren Mittelalter beträchtlich. In erhöhtem Maße wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts jede Art Zierrat, wie Stirnreife, Diademe, Halsketten, Armbänder, Fingerringe, Hängeschmuck, Gürtel, in möglichst kostbarer und zierlicher Arbeit begehrt. Schrieben doch auch die Statuten der Breslauer Goldschmiede von 1451 einen steinbesetzten Ring als Meisterstück vor. Wie groß z. B. die Nachfrage nach Gürteln und Ketten um 1421 bei der Breslauer Zunft war, beweist die Herabsetzung des Feingehalts für solche Schmuckſachen auf 15 Karat.

Aber auch von dem Schmuckwerk jener Zeiten sind nur dürftige Reste erhalten, und auch Grabdenkmäler und Trachtenbilder geben nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Zierrat, der in Schlesien ehedem üblich war. Eine Gürtelschließe aus vergoldeter Bronze, im Relief durch drei in einander verschlungene Tiergestalten verziert, ist das früheste Schmuckstück aus historischer Zeit (11. Jahrh.), das man in Schlesien gefunden hat. Schwerlich ist es einheimische Arbeit. Eher gilt dies vielleicht von einzelnen Stücken eines in Oppeln gemachten Schmuckfundes. Seine einzelnen Bestandteile[8]) — Ringe verschiedener Art mit

[5]) Abbild. bei v. Czihak, Schles. Gläser.
[6]) Abbild. in Schles. Vorz. VII, Taf. 4.
[7]) Abbild. in Schles. Vorz. N. F. III, 162.
[8]) Abbild. in Schles. Vorz. N. F. III, 72 ff

wertlosen Steinen, Perlen und Korallen in kunstloser Fassung, der eine mit einem weiblichen Kopf als Relief und Resten von Email, ferner gepreßte Bleche mit dem schlesischen Adler und phantastischen figürlichen Darstellungen, einige davon in Rosettenform, — gehören sämtlich in die Zeit um 1300. Im ganzen ziemlich roh gearbeitet, tragen einzelne in Form und Verzierung noch den Charakter der Uebergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil. Sie stellen nach Masner's Annahme den Schmuck eines Mannes aus dem Gefolge eines Oppelner Herzogs dar, vielleicht auch des Fürsten selbst, und geben uns eine Vorstellung, wie wenig Prunk an den schlesischen Fürstenhöfen jener Zeit entfaltet wurde.

Wie kunstvoll erscheint dagegen das noch in mehreren Stücken erhaltene Abzeichen der Breslauer Magistratsausreuter, eine, allerdings neuerlich restaurierte, Arbeit des 15. Jahrhunderts. Es ist ein vergoldetes silbernes Schildchen in Fünfpaßform mit dem auf plastischen Krabben aufliegenden Stadtwappen und einem um den Rand laufenden durchbrochenen Zug aus Blütenranken. Das Mittelschildchen am Königsschild der Breslauer Zwingerschützen, einige Königskleinodien derselben,[9]) eine in Kl.-Schlause Kr. Münsterberg gefundene Mantelschließe[10]) von eigenartiger Form und einige unbedeutende Ringe sind die einzigen Stücke, die neben den eben erwähnten in der Sammlung des Breslauer Museums eine Anschauung von der Schmuckkunst des Spätmittelalters geben.

Daß Luxus und Schmuckliebe in den Städten nicht gering gewesen sind, beweisen die Kleiderordnungen des Breslauer Rates von 1374 und 1435. Weder Männer noch Frauen sollten danach silberne Gürtel von mehr als 4 Mark Gewicht tragen; auch durften die Silberbeschläge an Taschen und „Korden", das Gewicht eines Gürtels eingerechnet, nicht schwerer als 4 Mark sein. Erbschaftsaufzeichnungen aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bezeugen in der Tat den Reichtum des Bürgerhauses an Gold- und Silberschmuck und -Gerät. Pokale, Schalen, Löffel, Messer, Dolchscheiden, Pacificalien, Rosenkränze, Kreuze, Gürtel, Ringe, Kränze aus goldenen Ringen, Ketten, Beschläge usw. finden sich häufig unter der Habe der Männer und noch mehr der Frauen. Am beliebtesten waren Gürtel und Ringe. Von letzteren besaß manche Bürgersfrau einige Dutzend, pflegte doch auch um 1500 in Breslau die Braut den Brautdienern goldene Ringe zu verehren. Ein Breslauer Kaufherr gab 1490 seiner Tochter in die Aussteuer neben anderem Schmuck einen Trauring im Wert von 25 Gulden. Als die Prunksucht zu Anfang des 16. Jahrhunderts überhand nahm, verbot der Rat den Frauen das Tragen von Ketten und Halsbändern von Gold, Silber und Perlen, auch das Verbrämen der Kleider mit solchen Stoffen. Der Gürtel durfte nicht teurer als für 30—40 ungarische Gulden getragen werden. Doch solche Verbote halfen nicht viel. Schon 1522 begnadete König Ludwig die schmuckfrohe Bürgerin (d. h. die Kaufmannsfrauen) zu Breslau, „daß sie für andern gemeinen Handwerksleuten Sammet, Damaschke, auch, so es ihr gefällt, eine Kette 50 fl. ung. schwer tragen möge."

Das Bild, welches wir uns von der Goldschmiedekunst der romanischen und gotischen Zeit zu machen vermögen, bleibt in einer Beziehung farblos. Es fehlen die Persönlichkeiten, in denen wir gern die treibenden Kräfte der Entwicklung verkörpert sehen. Es fehlen auch meist sichere Indizien für die örtliche Herkunft der Arbeiten. Erst in der Frühzeit der Renaissance wurden amtliche Abstempelung und der Gebrauch des Meisterzeichens allgemein üblich. Die Arbeiten der Gotik sind noch fast durchweg namenlos, doch erlauben stilistische Merkmale, wie schon angedeutet, in vielen Fällen einen Rückschluß auf ihre Herkunft. Von dem großen Werke über die schlesische Goldschmiedekunst, dessen Herausgabe vom Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer für die nächste Zeit geplant ist, dürfen wir eine schärfere Sonderung des einheimischen vom fremden Gute, einen klareren Einblick in die künstlerische Entwicklung der schlesischen Goldschmiedekunst nach zeitlichen und örtlichen Gesichtspunkten erwarten.[11])

[9]) Abbild. in Schles. Vorz. VII. [10]) Abbild. in Schles. Vorz. N. F. III, 64.

[11]) Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Leiter der Breslauer Kunstsammlungen, der Herren Direktor Prof. Dr. Masner, Dompropst Prof. Dr. König und Geistl. Rat Prof. Dr. Jungnitz, war es möglich, dem vorangehenden Artikel einige Abbildungen nach Originalaufnahmen aus dem Schles. Museum f. Kunstgewerbe u. Altertümer, dem Domschatz und dem Diözesanmuseum beizugeben. Den genannten Herren sei an dieser Stelle der verbindlichste Dank der Redaktion ausgesprochen.

Die Abnahme gewisser Vogelarten

Von A. Knaak

Dr. Friedr. Knauer beantwortet die Frage: „Warum nehmen die Vögel in der Natur ab?“ dahin: „Man braucht nicht Vogelkundiger zu sein, um wahrzunehmen, wie unsere heimischen Fluren seit Jahren immer ärmer an Singvögeln werden. Es ist nicht eine Variante des allbeliebten Klageliedes, wie se doch einst viel besser und schöner gewesen, wenn man zu hören bekommt, daß es vor einem halben Jahrhundert so viel mehr muntere Sänger in Wald und Au gegeben habe als heute. Wo früher dem Wanderer aus allen Hecken und Büschen liebliche Vogellieder entgegenklangen, läßt sich heute oft in schönster Gegend ganz vereinzelt da und dort ein Sänger hören. Und wie die kleinen Singvögel, sind es auch verschiedene Vogelarten der Felder und Sumpfgebiete, deren Zahl in Deutschland sich von Jahr zu Jahr vermindert.“

De Tatsache der Verminderung läßt sich nicht ableugnen, und namentlich drei Vogelarten, Störche, Wachteln und Schwalben, sind in sichtbarer Abnahme begriffen. Wir werden versuchen, die gestellte Frage etwas genauer zu beantworten und darzutun, aus welchen Gründen die Vogelarten abnehmen müssen.

Die Störche (Ciconiae) sind jedermann bekannte Vögel, trotzdem sie sonst fast nur in ländlichen Ansiedelungen nisten. Früher zählten sie zu den heiligen Vögeln. Jetzt ist die Meinung über den Nutzen der Störche sehr geteilt. Der darüber entstandene Streit ist noch nicht beigelegt. Es mehren sich die Stimmen, die den Vogel der verschiedenartigsten Missetaten beschuldigen. Er soll ein arger Bienenfeind, ein großer Fischdieb, ein Verfolger des jungen Wildes und ein Zerstörer zahlreicher Vogelnester sein. Alles dies scheint aber nicht überall zuzutreffen. Es mag an allem etwas Wahres sein, aber so schlimm, wie seine Gegner mitunter behaupten, sind seine lasterhaften Angewohnheiten nicht. Ein Storch wurde von einem Gutsbesitzer zur Untersuchung eingeliefert. Er sollte ein schlimmer Räuber sein und angeblich den ganzen Rebhuhnbestand vernichtet haben; namentlich sollte er ein ganzes Gelege verspeist haben. Sofort nach Verübung dieses Frevels war er erlegt worden. Im Magen fand man Hunderte von Schnakenlarven, Fröschen und dergl. mehr, aber von Rebhuhneiern keine Spur. Da der Storch seine Beute emporwirft, sie dann geschickt mit dem geöffneten Schnabel auffängt und ohne zu zerkleinern verschluckt, dann hätten sich im Magen Eierschalen vorfinden müssen.

Brehm berichtet über die Atzung der jungen Störche durch die Eltern: „Sind die Jungen ausgeschlüpft, so verdoppelt sich die Sorge der Eltern um die Brut, und niemals entfernen sich beide zu gleicher Zeit von den Jungen. Anfänglich erhalten diese hauptsächlich Gewürm der verschiedensten Art und Kerbtiere, Regenwürmer, Egel, Larven, Käfer, Heuschrecken und dergl., später kräftigere Kost. Sie werden von den Eltern im eigentlichen Sinne des Wortes geätzt, auch getränkt, da diese ihnen das nötige Wasser im Kehlsacke zuschleppen; später begnügen sich die Alten damit, den Jungen die Nahrung vorzuwürgen. Das Familienleben gewährt jederzeit ein unterhaltendes, nicht immer aber auch ein angenehmes Schauspiel. Anfangs geht die Sache, später aber verursacht die Storchfamilie Unannehmlichkeiten mancher Art. Nicht bloß das Dach wird abscheulich beschmutzt, sondern auch eine Masse von Nahrungsstoffen herabgeschleudert, so daß sie unten verfault und Gestank verbreitet. Gar nicht selten geschieht es auch zum Entsetzen der Hausfrau, daß der alte Storch mit einigen frisch gefangenen, noch halb lebenden Blindschleichen, Nattern und anderem Getier ankommt und seine Jungen damit ätzen will, einige von den Schlangen verliert und diese nun über das Dach in den Hof hinabrollen. Doch ist das Vergnügen an der Familie größer als aller Aerger, den sie verursacht.“ — Von gezähmten Störchen weiß man, daß sie neben dem Landmanne hinter dem Pfluge hergingen, jeden ausgeworfenen Engerling und jede Maus sehr geschickt fingen. Zur Zeit der Maikäfer begleiteten sie den Pfleger von Baum zu Baum, forderten durch Geberden zum Schütteln derselben auf und verspeisten die herabgeschüttelten Käfer mit großem Behagen. Glucken und Küken wurden von den Störchen nicht behelligt, sondern lebten mit ihnen in größter Einigkeit. Sind das Charaktereigenschaften eines gefürchteten Schädlings? Jedenfalls übersteigt der Nutzen, den die Störche durch Vertilgung von Kerbtieren, deren Larven, Fröschen, Mäusen und Schlangen, zu denen bei uns auch die giftige Kreuzotter gehört, stiften, bedeutend den von ihnen angerichteten Schaden.

Die Störche nisten auf Dächern und Bäumen. Die Nester erreichen häufig einen großen Umfang und erhebliche Stärke. Auf den alten Strohdächern mit den kräftigen weit ausgreifenden Giebelsparren wurde ein ausgedientes Wagenrad befestigt und so dem Storche Gelegenheit geboten, sich häuslich niederzulassen. Die „moderne" Bedachung kennt fast nur Tonsteine oder Zementfalzziegel, manchmal in recht grell bunten, dem Auge wenig angenehmen Farben. Das alte Wagenrad, die Unterlage des Storchnestes, fehlt und läßt sich wohl häufig auch gar nicht anbringen. Den Störchen ist das Wohnungsrecht entzogen.

Alle drei Vogelarten, von denen in diesem Artikel die Rede ist, sind Zugvögel. Die Abnahme der Wachteln (Coturnices) erfolgt wohl weniger durch Mangel an günstigen Niststätten, als durch Massenwegfangen in den Morgen- und den Mittelmeerländern. In großen Scharen wandeln die Wachteln im September ab und kehren im darauffolgenden April zu uns zurück. Sie ziehen meistens des Nachts, in ziemlicher Höhe und ohne Geschrei. Wenn sie auch große Strecken während der Wanderung zurücklegen, so sind sie doch keine hervorragenden Flieger und darum von Wind und Wetter sehr abhängig. Ein Sturm, der sie beim Ueberfliegen des Meeres überrascht, bringt oft ganzen Flügen den sicheren Untergang. Der bekannte Ornithologe Flöricke hat an der Nordküste Afrikas gesehen, wie die übermüdeten Vögel wie Steine aus der Luft herabfielen. Durch Stockhiebe getötete und sofort abgebalgte Vögel hatten ganz entzündete Brustmuskeln; die Vögel waren also flugunfähig geworden.

In den südlichen Ländern Europas findet dann bei Ankunft der Wachteln ein Massenmorden dieser Vögel statt. So sind auf Capri an einem Tage ca. 100 000 Stück erbeutet worden. Frühere Bischöfe, zu deren Sprengel das Eiland gehörte, hatten einen bedeutenden Teil ihres Einkommens dem Wachtelfange zu verdanken. Viele tausende von Wachteln gelangten — namentlich von Alexandria aus — nach Europa und England zum Versand. Mangels geeigneter Nahrung gingen bei der weiten Reise oft ganze Transporte zugrunde. Das neue Vogelschutzgesetz wird hoffentlich, wenigstens für Deutschland, diesem schmählichen Handel einen Riegel vorschieben.

Aber auch unsere Feldwirtschaft sorgt dafür, daß die Wachteln und andere Laufvögel abnehmen. Der Wachtelweizen und ähnliche Unkräuter, deren Samen die Hauptnahrung der Wachteln bilden, werden mehr und mehr ausgerottet. Jede Ackerfläche wird nutzbar gemacht und darf nicht mehr brach liegen. Die gesteigerten Lebensansprüche bedingen verschärfte Ausnutzung aller Ländereien. Viele Gelege werden beim Mähen und Behacken von Feldfrüchten zerstört.

Alle diese Umstände tragen dazu bei, die niedlichen Geschöpfe zu vermindern.

Bei den Schwalben (Hirundines) handelt es sich um die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) und die Mehl- oder Hausschwalbe (Chelidonaria urbica), nicht um die Erdschwalbe (Hirundo riparia). Alle drei Arten gehören zu unseren Lieblingen, sind überall bekannte Vögel, von denen die Erdschwalbe infolge ihrer eigentümlichen Nestanlage wohl am wenigsten Nachstellungen zu befürchten hat. Aber gerade weil sie so wenig zugänglich nisten, läßt sich ein Ab- oder Zunehmen dieser Vögel schwer nachweisen.

Anders liegt die Sache bei den Rauch- und Mehlschwalben, welche gewissermaßen Haustiere der Menschen sind. Mit Vorliebe legen die Rauch- oder Bauerschwalben ihre Nester im Innern von Gebäuden an, sodaß dieselben von oben her durch eine Decke geschützt sind. Brehm sagt darüber: „Ein Tragbalken an der Decke des Kuhstalles oder der Flur des Bauernhauses, ein Dachboden, alternde, verfallende, vor Zug und Wetter geschützte Räume — so sind die Nistplätze, welche die Schwalbe besonders liebt. Hier kann es vorkommen, daß förmliche Siedelungen entstehen. Das Nest selbst wird am Volken oder an der Wand festgeklebt, an rauhen und bezüglich unten durch vorspringende Latten, Pflöcke und dergl. verbesserten Stellen am liebsten."

Die Mehlschwalbe, auch Haus- und Fensterschwalbe genannt, baut dagegen außen an den Gebäuden der Städte und Dörfer. Sie wählt stets eine solche Stelle, an der das Nest von oben geschützt ist, sodaß es vom Regen nicht getroffen werden kann, am liebsten also die Friese unter Gesimsen und Säulen, Fenster, Türnischen, Wetterbretter und ähnliche Stellen, zuweilen auch eine Höhlung in der Wand, und vermauert den Eingang stets bis auf ein Flugloch.

Diese beiden mit Singmuskeln ausgerüsteten Schwalbenarten, die den Dichter Rückert zu dem Liede begeisterten: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar" und die im Frühjahr von alt und jung mit Freuden begrüßt werden, sind in den größeren Städten fast vollständig verschwunden; an ihre Stelle sind die Mauer- oder Turmsegler getreten, denen die Singstimme versagt ist und die nur ein mißtönendes Geschrei: „Sie, Sie" oder „Kri, Kri" ausstoßen.

Das Abnehmen und teilweise vollständige Verschwinden der Schwalben in den Städten hat zweierlei Ursachen. — Während früher der Bau von Schwalbennestern als glückbedeutend gern sehen wurde, — ein solches Haus blieb nach dem Volksglauben vom Blitzschlag verschont — ist gegenwärtig das Bestreben der Hausbesitzer darauf gerichtet, möglichst reine Häuser mit prunkenden (Gips-?) Fassaden zu besitzen. Das schöne Gebäude, an dem die Balkons schon häufig nur wie Schwalbennester hängen, wird durch wirkliche Schwalbennester verunziert, und die jungen Schwalben sind wie die jungen Stare so wenig reinliche Tiere. Deshalb wird jede Anlage von Schwalbennestern ohne Gnade vernichtet.

Die Schwalben sind vom frühesten Morgen bis zum späten Abend auf der Jagd nach Fliegen, Mücken, Snaken und Kerbtieren. Diese Nahrung findet sich über stehenden Gewässern, Morästen, Dunghaufen pp., also da, wo faule Stoffe vorhanden sind. Die heutige Landwirtschaft duldet Sümpfe nicht mehr; die in den Städten eingeführte Kanalisation und staubfreie Müllabfuhr beseitigen alle Auswurf- und Abfallstoffe, die Städte sind sehr reinlich geworden, zum Nachteil der Schwalben. Eine Fütterung der Schwalben durch Menschen kann nicht erfolgen, da diese Vögel ihre Nahrung im Fluge und nicht von der Erde aufnehmen.

So bedingen Wohnungs- und Nahrungsmangel das Verlassen der Heimstätten, das Verschwinden aus den liebgewordenen, aber nunmehr ungastlichen und unwohnlichen Gegenden. Mit Wehmut sehen wir unsere Lieblinge scheiden.

Jetzt werden künstliche Schwalbennester in den Handel gebracht.

Der Verdacht*)

Einakter in schlesischer Mundart von Marie Oberdieck Schluß

Dritter Auftritt.

(Vorige. Schilk.)

Schilk (tritt durch die Tür im Hintergrunde ein; er ruft zur Tür hinaus): Lußt a Stoall zu, Ihr Jungen; Ihr hat nischt zu suchen drinne! (Zu seiner Frau gewandt): Wieveel Kinder hust de dennt wieder ei der Bude? 's sein i'r ju noch a poar mehr wie sunste.

Fr. Schilk: Wu sull'n denn die Würmer hin? Da beeden durte is doch ver acht Tagen der Voater weggesturben, und do muß die Mutter uf Oarbeit giehn; ver siebnen kimmt se nich zu Hause. Woas sull'n denn do die Kinder ei der dunkeln Stube? — Doß der Stritzken ihre kleene Koammer 's ganze Joahr kee Feuer nich sitt, doas weeßt de ju; do ha ich mer is Madel mitte reingenummen. — Na, und die Schlosser-Bertha hot mer Rüben geschnitten fersch Viech; die mecht' sich die Schnitte verdien'n, die ich i'r obends immer ga. — Sull ich die Kinder nausschmeißen uf die Stroaße? Ich koann's nich! — Und die kummen asu gerne! Ju, ju, 's Unglücke bleibt uns treu.

Schilk: 's Unglücke bleibt ee'm treu!

Fr. Schilk (zu den Kindern): Nähmt euch die Tippel und gieht heem. (Zur Trude): Doß de mer aber nich wieder foalln tust; gieh hibsch sachte, hiersch de? (Zur Martha): Woart' amoal, Martha; an Biehm krigt die Mutter

*) Gegenüber Vereinen usw. Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

noch zurücke. (Sie gibt ihr das Geld. Zur Bertha): Hier haſt de deene Schnitte.

Bertha: Danke ſcheene! (Die Kinder, welche die Milchtöpfe aus der Fenſterbank genommen haben, gehen ab durch die Tür im Hintergrunde, Mathilde durch die Tür vorn links ab.)

Vierter Auftritt.

(Schilk. Frau Schilk.)

Schilk: Is der Richard noch nich aus der Oarbeit gekummen?

Fr. Schilk: (den Rübenkorb zur Seite ſtellend): A is noch amoal weggegangen. Ich poaſſe ooch ſchunt uf'n. Ich denke, a werd ni lange ſein.

Schilk: Hot er woas geſoat?

Fr. Schilk: Niſchte! Doas ihs's ju äben, a frißt oalles ſu in ſich rein; wie's Leiden Chriſti ſitt a aus. Seit ſe'm han die Schandtoat zugemut't, do is a wie ausgewechſelt. 's is goarni meh, wie wenn's ünſer Richard wär'. Und a gieht ooch ſu finſter rüm, wenn a under die Leute kimmt, a ſitt ju aus, wie's bieſe Gewiſſen!

Schilk: 's läßt ee'm keene Leibesruh, wenn ma ſitt, wie ſe an Menſchen ſu zurichten! Sitt mei Suhn aus wie a Mörder? 's hot's 'm wull keens an der Wiege geſungen, doß'm doas amoal wär' zugetraut wern; mee'm Suhne! — Aſu lange wie ich denken koann, ha ich uf dem Flecke hie geläbt, und ich ha niſcht Unrechtes luſſen ieber meene Schwelle kummen. Se hätten kinn'n mit der Laterne ſuchen, ſe hätten niſcht Unrichtiges gefunden; doas wußten ſe ganz gutt! Und wenn eens an Roat brauchte, do ihs 's oan meener Türe nich verbeigegangen; und wu's amoal halfen hieß, zugreefen, die Koarre aus'm Dreck ziehn, do woar der Schilk gutt. Ma hot's oo gemacht, und ma hot's gerne gemacht. Oder wu ſein die guden Freinde jitze hin? Läßt ſich außer'm Merkel amoal eens bei uns ſähn, wu bir Kummer han?

Fr. Schilk: Ju, Voater, Freindſchaft huſt de mehr wie genung, aſu lange wie derſch gutt gieht, und aſu lange wie de de Hand uffen huſt fer oandre.

Schilk: Doas muß woahr ſein!

Fr. Schilk: Ju, der Richard! Doß'm die Olga hat oabgeſoat, doas frißt oam mehrſchten oan i'm; doas hätt 'a nich mit Spiſſen in i'r geſucht.

Schilk: Wägen mir doarf ſe'n nich heiroaten; meene Guſte woar die Olga nie! Ich mecht' ſe nich han, und wenn ſe eim Gulde ſteckte bis über die Uhren. — Und ſu a Madel, die niſchte hot und niſchte ihs, die a friſchweg aus der Fabricke geheiroat't hätte, kimmt und ſpricht wider mich, ſe gänge ni meh miet'm Richard, doß i'r kenne Schande nich ſöllde ei's Haus kummen; wider mich ſpricht ſe doas! — Der Richard ſull i'r keene Schande nich brengen! Und vergangenen Summer hot ſe ſich nich kinn'n genung üm i'n machen; do hot ſe ſchunt immer ufgepoaßt, wenn a is heemgekummen; do hot ſe nich gewußt, woas ſe oalles ſöllde oangahn, doß ſe 'n ock ſicher hätte. Die verſtoand druf zu loofen! — A Kupp hot ſe'm verdräht! Se wußte ganz gutt, warum. Um a Richard woarſch i'r zum wingſten zu tun; ſe hätt' ſich lieber gerne ſu neingeſoatzt dohie, die leichte Fliege. Freilich, de hätt's brauchen kinn'n, doas gloob' ich ſchunt; grußoartig is ſe ju bis ei a Ekzeß. — Ver-

leichte, doß se an oandern weeß jitze, wu se noch a wing besser foahrn tutt; ich trau' i'r oalles Schlechte zu.

Fr. Schilk: Ich hoa's i'm ju ufte gesoat, oder a wullde doch nischte dervone hiern.

Schilk. Nee, nee, 's mußte die Olga sein und keene oandre.

Fr. Schilk (abwinkend): Der Richard kimmt.

Vorige. Richard. Später Mathilde.

Richard (der während der letzten Worte eingetreten ist, unterbricht das plötzliche Stillschweigen): Na redt ock weiter, redt ock ruhig furt; ich weeß ju, üm woas sich's drähn tutt. (Er setzt sich an den Tisch. Pause.) Ju, Voater, do bin ich jitze 's letzte Moal aus'm Dienste gekummen.

Schilk: Hot dich der Wandel richtig lussen giehn?

Richard (nickt).

Mathilde (tritt vorn ein und setzt sich mit einer Arbeit auf die Ofenbank).

Schilk: A hot dich aus'm Dienste entlussen?

Richard: Du hierscht 's ju. Keenen Grund hot a mer wetter nich gesoat; a hätt' sich ock dozumoal glei um an oandern ümgetoan, weil a doch nich hätte wissen könn'n, wie lange, doaß ich wär' — eh ich wieder wär' rauskummen aus'm Gefängnisse. — — Vu mir nimmt ju kee Hund mehr a Stücke Brut, wu wer'n se mich d'n do ei der Oarbeit behaln? — Voater, du häst's ju baale gegloobt a irschte Oogenblick, doß ich a Kluge . . . .

Schilk (macht eine abwehrende Handbewegung).

Richard. Doß de doas hust glooben kinn'n, Voater. . .

Schilk (verlegen): 's woar, weil de mer dozumoal hust die dreihundert Mark aus'm Schranken genummen, wie de hust gespielt gehoat. . . .

Richard (seine Erregung schwer bemeisternd): Doas ha ich getoan, ju! Und verflucht ha ich die Stunde! Ich woar noch jung dozumoal. Immerhin, ich ha's getoan! Oder uf wäm's oam mehrschten gelägen hot, doas woar iech. Wie mich's gewurmt und gefressen hot, doas weeß ich alleene. „Doas is die irschte Stuffe," hust de wider mich gesoat, „hernoachert kimmt die zweete, do giehst de oandern Leuten ei a Schranken, und dernoat — —" Doas wer' ich nie vergassen, Voater, su lange wie ich's Läben ha! Und ich ha mich geroafft, denk' ich. Ich ha keene Koarte nimmeh oangeriehrt und ha mich rechtschoaffen gehaln bis uf a heutigen Tag. Ich dächte, ich wär' a oanständiger Mensch, uf dän sich eens verlussen koann, däm ma traun koann. . .

Schilk: Luß die oale Geschichte ruh'n; 's is nischt ieber ünse vier Fähle nausgekummen dervone. Doas is begroaben; 's weeß niemand nischt dervone als wie bir.

Richard: 's weeß keens nischt dervone! Sunste wär' ich wull gezeechnet jitze; do meßt' ich a Kluge han erschloagen. (Pause. Darauf mit verhaltener Wut): Wenn ich da Menschen under die Finger krigte, dar mer doas hot oangetan, derwürgen kinnd' ich'n, uf der Stelle derwürgen! Oder doas is doas Niederträchtige, ma hot keen'n Oanhalt nich; su a Geräde, doas koann ma ni greifen, ma koann's ni packen! — (Unruhig auf und ab gehend, von Zeit zu Zeit stehen bleibend): Wenn ich mer noch su denke, ich kumme da Obend vergniegt aus der Fabrike heem, und wie ich säh', doß ich mei Masser vergassen ha, gieh ich noch amoal nieber ei's Kontor und will mersch hulln.

Im Tore treff' ich noch a Bruder vu der Olga. „Ich ha's nich sähn liegen," spricht a, „do gieh dersch ock suchen." Ich ha's gesucht ieberoall, oder mei Messer woar weg. „Woas," denk' ich, „'s wird's eens han aus Versähn eigesteckt," und mach' mich wieder furt. „Na," sprech' ich zum Wächter, „Kluge," sprech' ich, „do schlissen Se ock hinger mir oab, ich bin hinte der letzte." Und weil ber noch e wing mitsoammen redten, ließ a die Hunde lus eim Howe. „Hadjeh, Voater," soat ich im Giehn, „Ihr werd'ts a wing kalt han die Nacht!" „Ju, ju," spricht a, „mit meenen sibzig Joahren wünscht' ich mersch wull a wing linder." — Und a oandern Tag heeßt's, ich sull da Moann han erschloagen? Mit meenem Masser ihs a erstuchen wur'n, doas han se näber i'm gefunden. — Mei Masser woarsch, doas mußt' ich zugahn. Oder doß se mich uf doas hin han eingesteckt — — —"

Schilk: Sie han dich ju wieder müssen uf freien Fuß setzen. A eenziges Glücke, doß dich groade mußte der Müller treffen, wie der Kluge is Tor hinger dir zugeschlussen hot, und doß de da Obend bist derheeme geblieben.

Fr. Schilk: A eenziges Glücke!

Richard: Woas nutzt mersch dennt? Asu lange wie se keenen oandern nich wissen, wern die Leute immer soan: „Wie is ock 'm Schilk sei Masser durte hingekummen, ausgerechnet oan dem Obende?" Wern se doas verleichte nich soan?

Schilk: Wie wenn du brauchtest su a oarmes Luder umbringen wägen do poar Gräten, die de sein ei der Koasse gewäst! Lachen kinnt' ma drieber, wenn's nich su anne Gemeenheet wär'.

Richard: Und wägen ee'm gottverfluchten Schufte kimmt ma um a Dienst — ums Madel —

Schilk: Um die Olga ihs 's nich schoade; oan dar hust de nischte verluren.

Richard: Doas ha ich jitze gesähn. Ich ha's keemoal nich gloaben wull'n.

Schilk: Verleichte hot se schunt an Ersoatz fer dich. —

Richard (auffahrend): Nee, Voater, doas is ni woahr! Asu lange wie se mit mir is gegangen, hot se keenen oandern nich gehat!

Schilk: Und woas uf a Dienst oankimmt, du wirscht schunt wieder woas kriegen, do ha ich goar keene Bange nich. Ee moal wird sich's doch erweisen, wu der Hallunke zu suchen is. Und wenn's sunste nischt is, do bleibst de derheeme. Ums Brut doarfst de ju bei oandern nich dienen, und Oarbeit han ber genung. Meene Knuchen wern ohnediß a wing steif; wenn's nich oanderscher is, do gieh ich in a Auszug, und du koannst machen.

Richard (abwehrend): Ach, wägen däm — —

Schilk: Nee, nee, du koannst machen! Verm Joahre bist de niebergegangen ei die Fabrike, weil ich die Zügel nich ha aus der Hand gahn wulln. Fer meinswägen mach' amoal jitze nach deenem Kuppe. — (Gut zuredend): Sist de, du hust doch immer wulln a Kuhstoall grisser machen. Do baust de uf der driebigen Seite oan — a Schweinestoall reiß' ber vor oab, dän läg' ber dernoat mit ei a Kuhstoall nein — und do koannst du gutt und gerne sechs, seeben Stück Viech stelln.

Richard: Lußt's ock, Voater; ich hätte jitze keene Freude ni meh droan.

Schilk (fortfahrend): Futter han ber ju genung. Do tun ber haldig die gruße Wiese oam Spitzacker ni meh verpachten und die Wiese oam tuten Woasser oo ni; die brengen alleene ihre fufzig Zentner Hee. 's is ju guder Boden, und se sein feuchte. Vergangnes Joahr han se nich blußig is Gruhnt rein-

gebrucht, se han zu Michele noch amoal kinn'n Grienfutter haun. — (Pauſe.) Und wenn de ſunſte willſt a Gärtel machen ver'm Hauſe — du huſt ju wieveel Moal dervone geredt — do richt' derſch ock har, ich ha niſcht derwider. Dar Streefen Groas ver der Türe is ohnediß ni veel wärt. — Dräh'n üm und pfloanz' der woas de willſt, oa poar Stäudel Priemeln, doß de baale zum Friehjoahre woas huſt, und fer ſpäter Nalken, Kartheiſernalken und Stuckruſen, die huſt de doch immer leiden kinn'n.

Fr. Schilk (die ſich inzwiſchen wiederholt am Ofen zu tun gemacht hat): Voater, die Tränke is fertig, troa ſe amoal nieber ei a Stoall; die Thilde wird baale die Rüben brengen.

Schilk: Ich muß ieberhaupt noach 'm Schimmel ſähn, a wullde hinte ni fraſſen. Kummſt de amoal mitte, Richard? (Er geht durch die Tür im Hintergrunde ab.)

Richard (der die ganze Zeit über, das Kinn in die Hand geſtützt, teilnahmslos dageſeſſen hat): Wenn ich da Kerle weßte, dar mer mei Läben ſu zurichten tutt! — — 's Geſcheidtſte wär' verleichte, ma gänge amoal a wing tief ei die Uder nei.

Thilde (entſetzt): Richard — —!

Richard: Dernoat wär' oalles ausgeſtoanden; 's is keenen Dreier mehr wärt, doas Läben. (Er geht im Hintergrunde ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Schilk. Mathilde. Später Richard.

Fr. Schilk: Ju, wenn ma weßte, werſch woar, doß der Richard Ruhe hätte! — — Thilde, giß omoal die Rüben oab, de ſein gutt. (Thilde hört es nicht; ſie ſitzt in Gedanken verſunken da.) Thilde, hierſcht de denn nich? Die Rüben ſein gutt. (Thilde ſteht auf. Richard kommt unbemerkt zurück und bleibt an der Tür ſtehn.) — Ju, wenn ma weßte, werſch woar!

Mathilde (mit Ueberwindung): Doß amoal oalles a Ende hot — ich weeß, werſch getoan hot.

Fr. Schilk (erſtaunt): Du weeßt's? Wu weeßt denn du doas har?

Mathilde: Ich ha die Hand eim Spiele gehat derbeine —

Fr. Schilk (drängend): Wer woarſch, wer woarſch dennt? Räde ock blußig! (Noch kaum begreifend): A Fremdes hot's getoan! (glücklich, gerührt): Der Richard woarſch nich; du mei lieber Herrgott, jitze müſſen 's uns die Leute glooben. (Sich beſinnend, entſetzt): Du huſt doas getoan, Thilde? Gott verzeih' der die Sünde, wie huſt de doas kinn'n überſch Herze brengen? Und wäger am biſſel Gelde! Oarm biſt de ju; oder huſt de nich oalles gehat, woas de der kunndeſt winſchen? Hot der Voater wieder amoal wulln Geld vu der hoan? Huſt de ſulln welches heemſchicken? Oder — woarſch dei Voater etwan goar? Huſt de'm derzune verhulfen? Madel, Madel, warum um Himmelswillen huſt de ſu woas gemacht?

Mathilde (beſtändig wie leblos vor ſich hin ſehend): Ma weeß ſchilgemoal nich, woas ma macht.

Richard (vortretend, weich:) Thilde, weßthoalbig redtſt de aſu? (Mathilde erſchrickt und geht eilig vorn links ab.) Mutter, wie koannſt de ſu woas glooben? Dei Suhn möcht's ni ſein — und denkſt de vu der Thilde ni beſſer? — Siech i'r amoal ei's Geſichte! Sitt ſe aus, wie wenn ſe kinnde an

Menſchen ümbrengen? Koann man i'r woas Schlechtes noachſoan? Mutter, wull'n ber uns luſſen vu am Madel beſchämen? Ich hoa geducht, ich kinnde 's ni ertroan, und ſull ſich's die Thilde ufloaden?

Fr. Schilk: Huſt recht; lieber Gott, ich hoa merſch nich beducht.

Richard: Doas verhütte Gott, doß ber uf an rechtſchilgigen Menſchen woas luſſen kummen! Hoan berſch nich oam eegnen Leibe erfoahrn, wie doas tutt, wenn ſie ee'm zu Unrecht verdächtigen tun?

Fr. Schilk: 's is woahr; wie kinnde's ock doas Madel ſein gewäſt! Ich will's hoan ei a Wind geredt. 's woar goarſchtig von mer; vergaßt merſch ock wieder. — 's gieht ee'm oalles hundertmoal a Tag eim Kuppe rüm, do werd ma hoalb krank dervone. Ich ha mer a ganze Kupp ſchunt zuducht! Do gloobt ma uf die Letzte oalles; ma denkt goarnich irſcht drieber noach. — Wie koann doas Madel oder ooch ſu woas ſoan. —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Merkel. Schilk. Bald darauf Mathilde, die ſtill auf der Seite ſtehn bleibt.

Merkel (ſchnell hereinkommend, aufgeregt): Richard, 's is rausgekummen, werſch woar!

Richard (heftig): Wär woarſch?

Merkel: Denken Se, Froo Schilken, ich will mer mei Läder vum Zuſchneider hulln, und wie ich oan a Nixtümpel kumme, ſtieht a Heffen Leute do, und oalle ſtecken ſe die Köppe zuſoammen. Ich ſtell' mich derzune und hiere, wie eener ſpricht, ſe hätten's jitze raus, wär a Wächter vu der Fabricke hätte erſchloagen.

Mathilde (tritt vorn ein und bleibt ſtill auf der Seite).

Merkel: Ei der Hand vum Kluge ſulln ſe hoan an Knopp gefunden; de meenten, dan meßt' a wull ſee'm Mörder bei der Wehre hoan oabgeriſſen, weil a'n hot feſt ei der geſchluſſnen Fauſt gehaln. Jitze hoan ſe's rausgekrigt, wäm der Knopp is, ju; und derſch gewäſt is —

Richard:

Fr. Schilk: (zugleich) Na?

Merkel: Dar gemeene Kerle, dar Hund, dar niederträchtige, der oandre Leute eis Unglück brengt, doas is der — der Olga ihr Bruder!

Schilk: Der Oskar?

Richard (ſetzt ſich an den Tiſch und bedeckt das Geſicht mit den Händen).

Merkel: Woas ich euch ſoage, der Oskar! A hot nichtswürdige Rädensoarten gefiehrt ei der Kneipe. Dar redt Rad und Galgen uf die Leute. Oder jitze hot a ſich 'n Verdacht zugezogen mit ſee'm loſen Maule. Se hoan anne Hausſuchung bei-n-i'm gemacht und hoan oo da Ruck gefunden, dän ſe ſuchen toaten. 's ſein ackrat dieſelben Knöppe ſein's, ſoan die Leute; ſe ſulln dann Knoppe gleechen wie ee Ee 'm oandern; und der unterſchte fählt, der is oabgeriſſen, ſoan ſe. Nu doas poaßt doch ei a Streefen wie gemoalt; do koann ma ſich ju an Värſch druf machen. — A wird's ſchunt ſein gewäſt, doas Luder. A hot ſchunt ſu a tückſches Geſichte, ſu a kluppſches; a ſitt aus, wie wenn a vum Goalgen gefoalln wär'.

Schilk: Han ſe'n ſchunt feſtgenummen?

Merkel: De ſein groade uf'm Wäge. De ſein äben irſcht aus ſeener Herbrige weg. Nu der wird wull Kupp ſtiehn, wenn ſe'n ſu aus der Kneipe hulln.

A gedenkt sich doch nischt Bieses, wu jitze schunt verz' Tage hin sein ieber die Geschichte. Dar wird seene Freede hoan! — Na, läbt mer hibsch gesund, ich muß jitze heem. (Im Gehn): Dar verfluchte Vagebund! (Im Hintergrunde ab. Thilde gleichzeitig vorn links ab. Richard und seine Eltern verweilen einen Augenblick regungslos.)

Achter Auftritt.

Schilk. Frau Schilk. Richard. Olga.

Olga (von außen rufend): Richard! (Alle horchen auf; Richard schnellt von seinem Platze in die Höhe.)

Olga (eintretend): Richard, luß mich a eenziges Moal — —

Schilk (sie unterbrechend): Naus, du Ausbund! Unterstiehst de dich in meene Stube zu kummen, du nichtswürdiges . . . .

Olga (bestimmt): Mit Ihn'n ha ich nischte zu räden. (Auf Richard zuschreitend, flehentlich): Luß mich ock, Richard, luß mich ock, hier' mich ock noch a eenziges Moal oan!

Richard: Ich ha nischte meh mit der oabzumachen; bir sein fertig mitsoammen!

Olga: Du weeßt doch, ber han moanche hibsche Stunde mitsoammen verläbt; denk' amoal droan . . .

Richard (bitter): Hust denn du droan geducht, Madel? 's is noch ni goar lange har, do hust de mer mei Glück ver die Füsse geschmissen wie an älenden Quoarg!

Schilk (und seine Frau treten etwas zurück in stummem Gespräch).

Olga (leiser): Tu mer noch a eenziges Moal woas zu Gefoalle! 's is ju nischt Grußes, woas ich will, ock a Wörtel sull dich's kusten, a eenziges Wörtel. Siech ock, se sein da Oogenblick bei uns gewäst und hoan da Ruck gefunden, dar a Ausschlag sull gahn. Der Oskar woarsch nich, Richard; und wenn a's woar, do soast de ver Gerichte, wenn de dersch bei Lichte besähgst, do wärsch ni dei Masser, und's kinnde wull glei vu ganz am oandern Urte sein. Sist de, do brauchte nich groade eens aus eurer Fabrike han a Kluge erstuchen, do kinnde's oo a oandres gewäst sein, do kinnde's verleichte noch amoal oam Oskar verbeigiehn. Mit dam Rucke, doas brengt i'n noch nich alleene rein, doas bricht'm noch nich a Hoals; 's hot ju veel siche Jacken ei der guldnen Krone. 's kust't dich blußig a Wurt; wenn de doas soast . . .

Richard (an sich haltend): Lügen sull ich also, wetter verlangst de nischte von mer? Blußig a wing lügen. Und fer wän? (Bitter): Fer dich! — (Losbrechend): Schamst de dich nee? Hust de goar kee bissel Scham in der, du — —! Gieh heem! (Olga zögert.) Hierscht de's nee? Gieh naus, und kumm mer nich wieder under die Oogen!

Olga (geht im Hintergrunde ab).

Schilk (zur Olga): Und siech ock zu, doß der keene Schande nich eis Haus kimmt!

Neunter Auftritt.

Schilk. Frau Schilk. Richard. Später Mathilde.

Schilk: Wenn ich se kinnde mit am Löffel Woasser retten, su wölld' ich's nich tun! Wenn die oan dar irschten Lüge derwurgt wär', se wär' lange tut!

Fr Schilk: Do wiss' bersch ganz genau, doß a's woar.

Schilk: A woarsch! Doas wird sich baale erweisen; de wern nich irscht lange Aermel miet'm machen. — Doas is anne Surte Leute! Nich an Schuß Pulwer is se wärt, die boarmherzige Battelsuppe. Dank' ber ünsem Herrgott, doß ber sche sein lus gewurn, doß ber noch su mit am blooen Ooge sein weggekummen!

Fr. Schilk: 's fällt ee'm a Steen vum Herzen! Richard, wenn doas Madel wär' dei Weib gewurn! Du häst die Hölle uf Aerden gehat. Keene frohe Stunde häst de ni meh gehat, Junge. Ich ha's immer schunt gesoat. Dir ihs es ju freilich a wing plutze gekummen; und gutt tutt's nich, doas gloob' ich gerne.

Thilde (tritt ein und nimmt Teller aus der Almer, während Frau Schilk fortfährt).

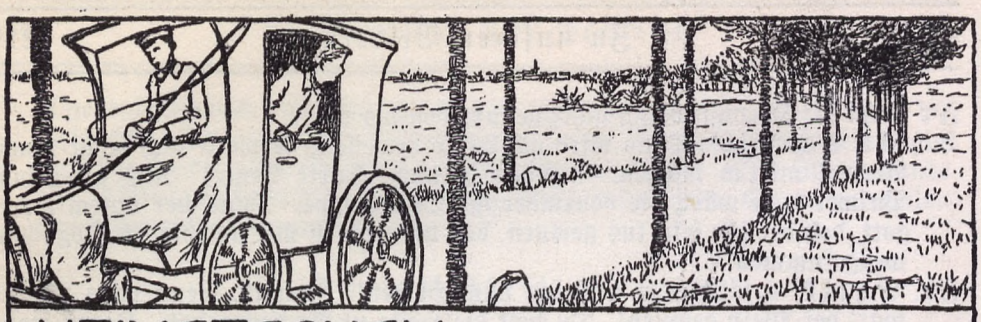
Fr. Schilk: Oder e e moal mußten der die Oogen ufgiehn, und do ihs es noch besser asu wie's is gekummen. Der irschte Verdruß is besser wie der letzte. Verleichte, doß der noch oalles zum Glücke ausschlägt. (Sie sagt dies, ohne dabei an Thilde zu denken und ohne sie anzusehen.)

Richard (langsam und ernst, zu Thilde hinübersehend, die sich am Ofen zu schaffen macht, ohne Richard anzusehen): Verleichte, doß mer noch oalles zum Glücke ausschlägt; ich muß mich ock irscht droan gewöhnen.

(Vorhang fällt.)

Zu unserem Winterbilde

Winterbilder aus dem Riesengebirge brachten wir, wie die älteren Freunde unserer Zeitschrift wissen, schon häufig. Sie waren Erzeugnisse der photographischen Kunst Dr. Kuhfahls, und sie sind von den „Schlesischen Heimatblättern", in einer nett ausgestatteten Mappe vereinigt, neuerdings herausgegeben worden. Heute bieten wir wiederum ein Winterbild aus dem Reiche Rübezahls. Dr. Aust in Hermsdorf unter dem Kynast radierte das schöne Blatt „An den Teichrändern". Breite Schatten schließen energisch die Zerrissenheit der Hochgebirgsformationen zu einem bildmäßigen Ganzen zusammen und schaffen einen stimmungsvollen Vordergrund zu den stummen blendend weißen Hängen da hinten, denen zu Füßen sich der Wasserspiegel in den Teichen auf Monate hinaus mit einer meterstarken Eiskruste verschließt.



Allgemeineres

Ueber das Heimatgefühl.

II.

Unser Leben hat einen ganz natürlichen Rhythmus: Einatmen und Ausatmen — Erfassen und Gestalten — Aufnehmen und Geben — Rezeptivität und Spontaneität. Eines muß immer das andere ablösen — erlösen! In der Fremde z. B. sind wir überwiegend rezeptiv tätig, da herrscht das Einatmen, Erfassen, Aufnehmen vor. Und unter der Grundvoraussetzung, daß der Quell unseres Eigenlebens überhaupt rinnt — und sei es noch so spärlich — empfinden wir, daß der gesunde Rhythmus unseres Lebens gestört ist, daß das stürmende Leben unser Bestes zu verschütten droht. Wir können die Fülle der fremden Eindrücke nicht mehr verarbeiten; viel Aufgenommenes bleibt als Ballast, als Fremdstoff in uns und droht uns zu ersticken. Und dabei „kann man sich von der Welt nicht so leicht abwenden: man dreht sich um, sie ist da, man dreht sich noch einmal um, sie ist immer noch da." (Frenssen.) Da erwacht die Sehnsucht nach Ruhe in uns — nach Erlösung — nach Heimat! Nicht mehr tätig sein müssen — ausruhen dürfen! Nicht mehr denken müssen — träumen dürfen! Das ist unsere Sehnsucht! Das aufquellende Eigenleben drängt: in jenem gesunden Rhythmus vom Aufnehmen zurück zu schwingen zum Geben, vom Schauen zum Formen, vom „Durst, alle Reichtümer in unsre Seele zu häufen" zur „schenkenden Tugend." „Unersättlich trachtet eure Seele nach Schätzen und Kleinodien, weil eure Tugend unersättlich ist im Verschenken-Wollen. Ihr zwingt alle Dinge zu euch und in euch, daß sie aus eurem Borne zurückströmen sollen als die Gaben eurer Liebe." (Nietzsche.) Und das Land, wo die schenkende Tugend am ehesten Wirklichkeit zu werden vermag, das Land ist die Heimat! Dort ist uns alles so ist die Heimat! Dort ist uns alles so vertraut, daß selbst ein Leben kleinsten Pendelschwunges reichste Freude bergen kann. Nur rinnen muß es — Eigenleben glühen, sonst wird das ganze reine Heimatleben träges, müßiges Behagen — Bequemlichkeit und dumpfe Schwere.

Und nun kommt mancher kluge Vielgereiste: das ewige Einerlei der Heimat kann einen geistig regsamen Menschen auf die Dauer nicht befriedigen, mir hats noch stets am besten in der Fremde gefallen! Das kann zwei sehr verschiedene Gründe haben. Entweder er ist ein ganz oberflächlicher Mensch, der nie Eigenleben gespürt hat, der von den Eindrücken gelebt *wird*, der jeden Tag eine andere Neuigkeit haben will — und jeden Abend eine „interessantere" Sensation — bis er blasiert und verständnislos selbst vor den größten Schätzen steht — und sich dabei doch riesig gebildet vorkommt, weil er sich ja von nichts mehr „imponieren" läßt. Solchen Menschen nützt Reisen gar nichts, weil es nicht notwendiger Ausdruck ihres Lebensschwunges ist. Es kommt doch wirklich nicht darauf an, *was* wir erleben, sondern *wie* wir erleben — und diese Menschen haben eben gar nicht die Erlebensmöglichkeit. Wir brauchen ja nur ihren Reiseschilderungen zuzuhören — und wir haben die ganze Oede eines solchen Innenlebens. Diese kinematographenhafte Flüchtigkeit und Eile, — diese trockene, magere Berichterstattung! Wenn nicht die Tatsachen selber interessant wären, wir würden gern verzichten! —

Oder aber: der Vielgereiste ist ein tiefer Mensch, dessen Eigenleben in so weitem, freiem Rhythmus schwingt, daß ihm die Heimat zu eng wird. Der will auch jeden Tag etwas Neues; der findet auch jeden Tag etwas Neues, weil ihm eine unerschöpfliche Quelle rinnt: die Freude an den kleinen Dingen. Der weiß aus allem etwas zu machen, weil ihm alles etwas zu sagen hat. Dem „imponiert" alles — und sei's ein kleiner, blanker Kieselstein oder ein herbstlich buntes Blatt! Der kommt auch gern wieder in die Heimat, weil er weiß, wieviel sie ihm gab, aus welchem Boden die tiefsten Wurzeln seines Lebens Nahrung saugen. Der kann gar nicht anders, als überall die Beziehungen zur Heimat mitzuschauen und sich ihr dadurch immer und immer wieder zu verbinden. Den müssen wir einmal eine Reise schildern hören. Wie das mit fortreißt, wie in diesem Augenleuchten das ganze Erlebnis wieder aufflammt, wie da die Worte glänzen! Das ist Leben, Eigenleben — nicht Vegetieren, Gelebtwerden.

Der Reichtum unseres Lebens liegt eben nicht nur in der Fülle unserer Erlebnisse und in unserer Empfindungsfeinheit, sondern eben so sehr in unserer Ursprünglichkeit, in diesem Quellen unseres Tiefenlebens und in der Kraft, mit der wir unser Leben gestalten und erweitern. Und daß dies alles in gesundem, natürlichem Rhythmus zu schwingen vermag, dazu verhilft dem suchenden Menschen am ehesten die Heimat.

M. Fehler.

Dichter und Leser

Der Narr in Christo Emanuel Quint

Der Roman von Gerhart Hauptmann „Der Narr in Christo Emanuel Quint", von dessen Erscheinen in Buchform wir schon berichteten, hat eine wahre Flut von Kritiken veranlaßt. Wir unserseits kommen im nächsten Hefte ausführlicher auf das Werk und seine Rezensenten zu sprechen.

Heute wollen wir nur ein Wort hersetzen, das Hauptmann selbst zur Sache sagt und über die erregten Gespräche zu dem „literarischen Ereignis" hingehen läßt. Eine Anzahl Zeitungen haben die stillen und so klaren, eindringlichen Sätze bereits abgedruckt:

„Ein Mysterium". Jakob Böhme wohnte zu Dresden einem theologisch-alchimistisch-astrologischen Examen an. Gegenwärtig bei diesem Colloquium waren eine Menge von Professoren der Theologie, der Mathematik usw. Da Böhme nichts vom Eisernen hatte, fand er auch eine glimpfliche Behandlung, es fehlte den Herren Professoren der Angriffspunkt. Keiner ihrer fixen Glaubenssätze war durch die Böhmische Wissenschaft verletzt, berührt oder nur bedroht. Sie waren wohl sehr verblüfft deswegen, sie sollten doch urteilen, freisprechend oder verdammend — nun aber verstanden sie nicht einmal und konnten nur hoffen: „Daß sich der Geist des Mannes deutlicher erklären würde." Das geschah aber nicht; die Deutlichkeit jener Herren stand auf einem Gebiete, wo Böhme niemals etwas gesucht, noch gefunden hatte. So ward er also in Gnaden entlassen. „Wer weiß, was dahinter steckt?" sagten die Herren Confratres einer zum andern. „Wir können nicht urteilen, was wir doch nicht begriffen haben, noch können begreifen." Sie sind verständig gewesen. Verständig, weil sie fühlten und anerkannten, daß Gott sich immer aufs neue an sehr verschiedenen Orten und auf sehr verschiedene Weise zu offenbaren vermag, und weil sie im Unverstandenen ahnungsweise etwas Höheres begriffen, was sie mit halbem Respekt unangetastet auf sich beruhen ließen. Wie damals die Professoren zum Böhmischen Geiste standen, so stehen die meisten Laien noch heute zu einer Kunst. Das Höhere in ihr ahnend, lassen sie es zumeist mit halbem Respekt auf sich beruhen.

Um so viel tiefer und quellgründiger das religiöse Leben Böhmes war, verglichen mit dem seiner theologischen Examinatoren, um so viel tiefer ist Künstlergeist. Im Geiste des Künstlers offenbart sich Gott. Er gleicht einem Meer mit rätselhaften Tiefen. Die Männer der theologischen Wissenschaft befahren nun dieses Meer auf der Oberfläche oder stehen am Rande und angeln mit der Angel der Logik darin herum. Aber die ganze Welt will trinken. Da haben sie denn nun Teiche gegraben und Wasser des Meeres hineingeleitet. Hier steht es ab, und erst wenn es abgestanden, bringen sie es in die Häuser der Menschen und schwören und drohen: Dies sei das einzige Wasser des göttlichen Lebens.

„Und fiel mir zuhand, also stark in mein Gemüt, mir solches für mein Memorial aufzuschreiben!" so sagte Jakob

Böhme und will damit seine Schriften rechtfertigen: „Für ein Memorial." Der Dichter und Künstler hat eine ebenso einfache und reine Absicht. Nicht der Prophet, welcher an sich glaubt, als an Gott. Er schmiedet seine Dogmen wie eiserne Ringe; seine Gesellen und Helfer ziehen aus, das Schwert in der Hand, um die Köpfe der Menschen in die eisernen Ringe ihres Propheten zu schweißen, und während das Blut rinnt, sprechen sie ihren Opfern vom goldenen Thron. Für ein Memorial" schuf Homer seine Dichtungen, Phidias seine Statuetten und ein leuchtendes Memorial ist in ihren Werken auf uns gekommen. Die großen Dichter und Künstler aller Zeiten bevölkerten die Räume unseres Innern mit einem Reichtum an Gebilden, die uns heiterste und freieste Besitzesfreude gewähren, ohne uns zu bedrohen, noch zu beengen, noch zu beleidigen, noch zu verstümmeln, noch in irgend welche Fesseln zu schlagen.

Jedes reife Kunstwerk ist und bleibt ein Mysterium. Mehr oder weniger kräftig muß seine Wirkung sein, je nachdem der Mensch reicher oder ärmer entwickelt ist, der es aufnimmt. Es kommt vor, daß die Seele des Aermlichen im ersten Eindruck das Kunstwerk nahezu vo erfaßt, davon gänzlich bewegt ist und in allen Tiefen klingt. Wehe nun aber, wenn er nachher seinen Standpunkt verändert und den des Schöpfers selbst einnehmen will. Nicht nur einnehmen will, um tiefer zu verstehen, sondern um den Meister zu meistern. Sogleich entfernt er sich selbst, seine Seele klingt nicht mehr wieder, die ersten schweren Verfehlungen fallen im Negativen, die Barbarismen folgen im Positiven.

Erziehung zum Lesen

Die Bienertsche „Freie öffentliche Bibliothek in Dresden-Plauen" hat sich durch ihre gute Einrichtung und durch die vorzügliche Leitung des Bibliothekars W. Hoffmann einen Namen gemacht. Ueber einen neuen Versuch, die „Lese-Kultur" zu heben, berichtet der genannte Leiter des Instituts jetzt in den „Blättern für Volksbibliotheken und Lesehallen". Hoffmann ging darauf aus, die wertlose Vielleserei zu bekämpfen. Es ist ja bekannt, daß ein sehr großer Teil der Benutzer öffentlicher Bibliotheken geradezu „unersättlich" ist. Ihre sinnlose Vielleserei läuft darauf hinaus, daß sie ihr Bewußtsein um die Zeit bestehlen, die sie über Büchern sitzen; bei dem Durchhetzen durch die Seiten haften nur flüchtige, rasch wechselnde Bilder in der Vorstellung, und statt ihres wesentlichen Gehaltes geben die Bücher solchen Lesern nur einen nutzlosen, unter Umständen sogar sehr nachteiligen Nervenkitzel. Außerdem sind solche Leute — die nach Hoffmann größtenteils dem „Bürgertum" angehören, nicht den armen Ständen — wahre Schmarotzer, indem sie den vernünftigen Lesern die Auswahl stark beschränken. Um abzuhelfen, führte Hoffmann (im Geschäftsjahr 1909) das „bedingte Lesegeld" ein: Er stellte statistisch fest, wieviel Bände durchschnittlich bislang auf den einzelnen Entleiher gekommen waren. Die dreifache Anzahl von Büchern bestimmte er dann als „Normalleistung" der Bücherei, die umsonst gewährt wird, und bei weitergehenden Ansprüchen von Lesern wird dann ein Lesegeld erhoben. Der Ertrag dieser Gebühr — auf den es dabei natürlich gar nicht abgesehen war — betrug im Verwaltungsjahr 1909 rund 250 Mk. Die Leserzahl stieg wie zuvor, von 4289 auf 4628; die Ausleiheziffer sank, hauptsächlich auf Kosten der Unterhaltungsliteratur, von 70 161 auf 61 794 Bände.

Geschichtliches

Zur Geschichte Schlesiens

Friedrich der Große und die schlesischen Bäder von Dr. Max Hirsch in Bad Kudowa. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Pagel in Berlin. Berlin 1910. 2 *M.* Der Verfasser, der sich schon mehrfach in Wort und Schrift mit den schlesischen Bädern beschäftigt hat, bietet hier wieder eine Frucht seines eindringenden Studiums. — Zunächst wird die Geschichte der heimatlichen Thermen bis zum Regierungsantritt Friedrichs geboten, wobei die interessante Tatsache hervorgehoben zu werden verdient, daß ehemals eine ganze Reihe von Gesundbrunnen in Gebrauch waren, die heute mehr oder weniger verschollen sind. — Jedenfalls befanden sich auch die größeren von ihnen damals nicht im besten Zustande, so daß es einschneidender Maßnahmen seitens des Monarchen bedurfte, um die Heilquellen der neuen Provinz zu fördern. Es wurden wissenschaftliche Untersuchungen angeregt, verwundete oder leidende Soldaten für eine Kur beurlaubt(der König selbst fand nach dem Riesenkampfe in Landeck Heilung — s. Jahrg. III, Heft 21 — und ließ zum per-

sönlichen Bedarf mehrfach Mineralwässer nach Berlin senden), es wurde den betreffenden Orten Abgabefreiheit zugestanden, auf die ausländischen Brunnen aber ein höherer Zoll gelegt, fachmännische Verbesserungen wurden vorgenommen; auch allgemeine Einrichtungen kamen den Bädern indirekt zugute, so die Hebung der Verkehrswege, des Postwesens, der Flußschiffahrt und der Bauordnung. — Obschon es dem großen Könige nicht gelang, alle seine großzügigen Pläne zu verwirklichen, so bereitete er doch die Grundlage vor, auf der die Gegenwart weiterbaut. — Das gediegen ausgestattete Werkchen verdient weiteste Verbreitung.

Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeld (1593 bis 1631). Von J. Krebs. Breslau 1910. Der bekannte Geschichtsforscher J. Krebs bietet hier eine neue Frucht seiner rastlosen Tätigkeit, die sich diesmal allerdings nicht ausschließlich auf unsere engere Heimat bezieht, aber doch Beachtung erregen dürfte, da durch den späteren Feldmarschall das oberhessische Geschlecht der Hatzfeldt auch in Schlesien Fuß faßte. Wir lernen das Leben und Treiben während eines großen Teils des 30jährigen Krieges kennen; besonders anschaulich wird die Schilderung durch die Mitteilung vieler Briefe von Zeitgenossen. Das Werk ist eine wahre Fundgrube für den Fachmann, gewährt aber auch dem Laien manche Anregung. Wertvolles, sonst kaum zugängliches Material aus dem Familienarchive in Schloß Calcum stand dem verdienten Verfasser zu Gebote und gestattete ihm, manchen bisher strittigen Punkt zu klären.

Reise Ihrer Majestäten Friedrich Wilhelm III. König von Preußen und Seiner Gemahlin Luise, der ersten Königin, die das Riesengebirge besuchte durch einen Teil von Schlesien vom 14. August bis 2. September 1800. Zusammengestellt von Louis Schultz. Hirschberg in Schlesien (Selbstverlag). 50 Seiten. (3. Aufl.) Der Verfasser hat zur Abfassung dieser Schrift augenscheinlich Aufzeichnungen von Augenzeugen benutzt und bietet auf Grund dieser Niederschriften von der Reise des hohen Paares vorzugsweise im Gebirge unserer Heimatprovinz ein anschauliches Bild, wie es bisher in so ausführlicher Weise kaum geschehen ist. — Es werden uns die festlichen Empfänge seitens der Bevölkerung, die Besteigung des sagenumwobenen Kynasts und der Schneekoppe, das Befahren des schiffbaren Fuchsstollens bei Neu-Weißstein im Waldenburger Gebirge, ein glänzendes Ritterspiel vor den Toren von Fürstenstein, Truppenbesichtigungen und manches andere in buntem Wechsel vor Augen geführt. — Das Büchlein ist recht lesenswert, besonders für die Schlesier. Vielleicht zieht der Herr Verfasser für weitere Auflagen etwas die einschlägige Literatur heran; es würde sich dadurch manche Erweiterung und Vertiefung ergeben.

Chronik der katholischen Gemeinde zu Reichenbach in Schlesien von W. Schwedowitz. Zur Feier des 750jährigen Bestehens der katholischen Gemeinde hat der Verfasser das genannte Werkchen herausgegeben. Es bietet auf Grund des Pfarrarchivs, in dem eine angeblich verlorene Handschrift entdeckt wurde, und sonstiger Quellen eine reiche Fülle nicht nur für die Lokalgeschichte bemerkenswerter Tatsachen. — Ganz besonders anerkennend muß auch die peinliche Objektivität hervorgehoben werden.

Zur Geschichte der Schloßkirche und des kirchlichen Lebens im Herzogtum und in der Gemeinde Oels. Von Prof. Dr. G. Hähnel. Oels 1910. Anläßlich des Erneuerungsbaues der Schloßkirche zu Oels wurde vorliegendes Werkchen geschaffen, wobei der Verfasser vor allem das Kronprinzliche und das Kirchenarchiv ausgiebig benutzte; dazu kam noch die Bibliothek des Gotteshauses und manche andere Quelle. — Das anspruchslose Schriftchen bietet weit mehr, als es zunächst vermuten läßt; wir erhalten wertvolle Einblicke in die heimatliche Geschichte. Manche kulturhistorische Einzelheit wird zur Kenntnis des Lesers gebracht und bisherige Darstellungen mehrfach ergänzt und berichtigt. Das Büchlein verdient nicht nur von den Nächstbeteiligten beachtet zu werden.

V. S.

Beiträge zur Namenforschung

Namen sind uns im allgemeinen nichts als Klänge, mit denen wir gewohnheitsmäßig bestimmte Vorstellungen verbinden. Wir verbinden gewohnheitsmäßig, nicht aus inneren Gründen. Es könnte ebensogut eine andere Lautzusammenstellung den Inhalt dieses oder jenes Namens bezeichnen. Es ist eine Aus-

nahme, wenn sinnfällige Lautmalerei oder Bildmäßigkeit uns einmal einen Namen nicht so gleichgültig als Scheidemünze nehmen und geben lassen. So haben Kräfte, die im Sprachlichen gut ähnlich wirken wie Erosion und Atmosphärilien in den landschaftlichen Formen der Erde, den Charakter der Worte abgeschliffen, ihre Plastik nivelliert, sie zu Scheidemünzen gemacht, deren Prägung seit langem völlig abgegriffen ist.

Weit weniger als für den Laien gilt das für den Historiker. Seine planmäßige Forscherarbeit in der Fülle alten handschriftlichen und sonstigen urkundlichen Schatzes bringt hier einen Schatten, dort ein Licht, hier Plastik, dort Vertiefung heraus, und nicht selten steht als Ergebnis langwierigen Bemühens das „Stück" endlich in voller, ursprünglicher Ausdruckskraft vor uns.

Volksetymologien und derbe, dilettantische Mißdeutungen machen sich freilich auf diesem Gebiet allzu breit. Umso freudiger begrüßen wir Bücher wie das kürzlich bei F. Nirst in Breslau erschienene: P. Hefftner, Ursprung und Bedeutung der Ortsnamen im Stadt- und Landkreise Breslau; mit einem Stadtplan und einer Kreiskarte. Das ist ein zuverlässiger Führer, der den, der allerhand kleine Mühen und Beschwerlichkeiten nicht scheut, die in der Sache selbst begründet sind, manchen höchst interessanten Blick in die Vorzeit der Heimat tun läßt, ihm manchen Kristall zeigt, der in seiner Form Gesetze und Begebenheiten längst verrauschter Zeiten festgebannt hat, so daß wir sie mit ungeminderter Klarheit noch jetzt vor Augen sehen. Der erste Teil des Buches, der die Ortsnamen des Stadtkreises enthält, ist bereits Ostern 1909 für sich gedruckt worden als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Breslauer evangelischen Realschule I.

Das neue Lausitzische Magazin*)

die Zeitschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, die im Herbst 1911 die Feier ihres hundertjährigen Bestehens begehen kann, bietet in ihrem 86. Bande (auf das Jahr 1910) wieder außerordentlich reiche Anregungen und Mitteilungen zur Ortsgeschichte: allein die Zahl der größeren Abhandlungen beträgt zehn. Wir kommen auf das Werk noch zurück.

*) Neues Lausitzisches Magazin, Zeitschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften; herausgegeben von Prof. Dr. R. Jecht. Görlitz 1910. Selbstverlag der „Gesellschaft". In Kommission der Buchhandlung von Hermann Tzschaschel.

Kunst und Handwerk

Liegnitzer Musikleben.

Die erste Serie der Kaulfußschen Kunstveranstaltungen fand ihren Abschluß in den beiden Konzerten Schnabel-Flesch und Hempel—Mayer-Mahr.

Der ersteren Debut war hinsichtlich des Zusammenspiels von wahrhaft klassischer Schönheit. Nach dieser Richtung bescherten sie uns besonders mit der Beethovenschen „Kreutzer-Sonate" einen ganz hervorragenden Kunstgenuß. Sie war ein großzügiger Wurf, in ihren Einzelheiten zumal aufs sorgfältigste ausgearbeitet. Wie aus einem Guß kam auch die vorangestellte „Sonate in B" von Mozart. Alles in allem: die Künstler hatten einen seltenen künstlerischen Erfolg zu verzeichnen.

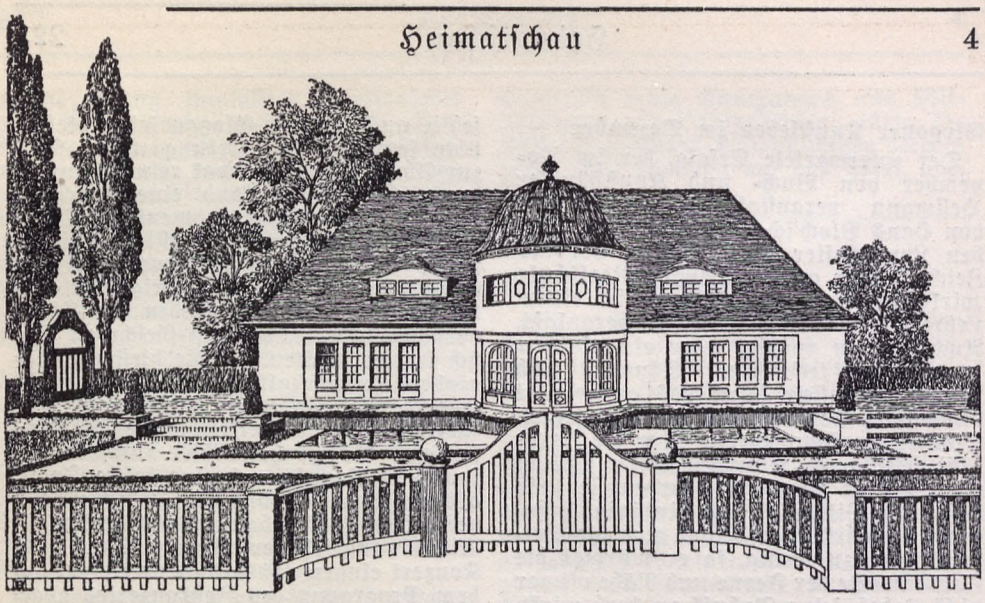
Mit Spannung hatte man dem erstmaligen Auftreten der Berliner Koloratursängerin Frieda Hempel entgegengesehen. Was sie in den drei Koloraturarien von Mozart (Zauberflöte), Verdi (Ernani) und Rossini (Barbier von Sevilla) darbot, waren in Bezug auf Koloraturtechnik, Allgemeinschulung und Gesangsvortrag wahrhafte Prachtleistungen. Die dichte Zuhörerschar wurde denn auch unmittelbar begeistert und stand völlig im Banne dieser hohen Gesangskultur. Auch als empfindungsreiche Liedersängerin erwarb sich die Künstlerin stärksten Beifall. Die Solovorträge ihres feinsinnigen Begleiters Professor Mayer-Mahr waren technisch sehr sauber und virtuos, in der Vortragsauffassung jedoch manchmal etwas absonderlich. Sein Spiel fand sonst wärmstes Lob.

Wenige Tage später sang in einem vom Kaufmännischen Verein veranstalteten Musikabende die Leipziger Konzertsängerin Anna Hartung mit vortrefflich geschulter und sehr sympathischer Stimme u. a. Lieder von Brahms, Pfitzner, Reger, Grieg und Weingartner. Ihr gründliches Können kam ganz besonders in den Gesängen von Reger, mit denen sie neben den Griegschen und Schubertschen Liedern zugleich das Gelungenste bot, zur Geltung. Persönliche Anmut und gewinnende Vortragsweise taten das Ihre zum Erfolg. C M Sch

Glogauer Kunstleben im Dezember

Der unerwartete Erfolg, der im November von Buch- und Kunsthändler Hellmann veranstalteten Ausstellung von Hans Bloch'schen Bildern hatte auch den Landschafter Karl Braken, der als Zeichenlehrer an der hiesigen Realschule wirkt, zu einer Ausstellung in einem Lehrzimmer der Realschule veranlaßt. Auch Braken verfügt über ein vielversprechendes technisches Können und nimmt vor allem durch das ausgeprägt bildmäßige Sehen für sich ein, das seinen Studien durchweg eigen. Nur die Farbe läßt häufig zu wünschen übrig. Nicht nur, daß er zu wenig Farben sieht, so daß seine Bilder oft fast eintönig, lithographisch wirken, er betont auch die Entfernungen zu wenig, ja er würdigt die Farbenwerte der Ferne und Nähe oft gar nicht, sodaß seine Technik zu derb wirkt. Die meisten Motive Brakens waren wie bei Bloch der näheren Umgebung Glogaus entnommen. Das ist von Wert, denn ich halte dafür, daß auf diese Weise, wie der Erfolg beider Künstler beweist, am besten die Kunst wieder Boden unter der gebildeteren Bevölkerung kleiner Städte — so gar das platte Land hatte hier Käufer entsendet — gewinnen kann, weil eben die Heimat am meisten anzieht. Legen die jungen Künstler dann noch die Prätension ab, Liebhaberpreise für ihre Bilder zu verlangen, so wird sich das Publikum schließlich doch ernsthaft besinnen, ob es für irgendwelchen Reproduktionskitsch nicht lieber gute Originale erwirbt. Wenn die Kunst Eingang in der Provinz finden, wenn die künstlerische Kultur des Provinzlers gehoben werden soll, dann muß Mohammed zum Berge gehen, das heißt hier: der Künstler muß in der Provinz ausstellen. Es gibt manchen Landschafter, der dadurch seiner wirtschaftlichen Position ein wenig aufhelfen und gleichzeitig ein gutes Werk fördern könnte! — Das Theater brachte im Dezember — wer interessiert sich auch in diesem Monat ernstlich fürs Theater! — neben Operetten nur zwei einigermaßen bemerkenswerte Schauspielaufführungen. In einer „Wilhelm Tell"-Aufführung rief Direktor Tichy, ein früherer Meininger, die alten Traditionen seines herzoglichen Zauberlehrmeisters mit Glück zu Hilfe. Er selbst spielte den Tell, für den er besonders die vom Dichter erträumte Reckenfigur mitbringt, mit hinreißender Verve. Das Schauspiel „Taifun", eigentlich ein verschämtes Trauerspiel, verfehlte auch hier in Glogau seine vielgeübte sensationelle Wirkung nicht. Das zur Abwechselung einmal rein männlich-japanische Milieu fand eine durchweg tüchtige Darstellung, namentlich Oberregisseur Klafft gab den geistigen Mittelpunkt dieser Japanerdiaspora mit erstaunlicher Echtheit. Im übrigen ist auch bei „Taifun" das Empfinden der Hörer verschieden, und über den Geschmack läßt sich immer streiten. — Die hiesige Singakademie veranstaltete mit einer Aufführung der „Legende von der heiligen Elisabeth" eine bemerkenswerte Liszt-feier. Liszt hatte hier insofern besonderes Anrecht auf eine solche Feier, als er seinerzeit das jetzt unzureichend gewordene 1843 erbaute Stadttheater auf Bitten angesehener Bürger durch ein Konzert eingeweiht hat. Der kleine, auf dem Programm des Festkonzertes abgedruckte Gedächtnisartikel des Leiters der Singakademie Dr. Mennicke enthält darüber eine hübsche Anekdote, die ich mir nicht versagen kann hierherzusetzen, umsomehr als sie durch Liszt selbst verbürgt ist. Liszt erzählt: „Zu Glogau hatten sie ein neues Theater erbaut, das ich durch ein Konzert einweihen sollte. Als ich ankam, führten mich die Honoratioren in den Saal und sagten: „O, wir haben gestern schon Probe gehabt!" Ich frug: „Wieso?" (denn ich spielte zumeist allein). — „Ja", antworteten sie, „die Leute konntens nicht erwarten und da hielten wir eine Sitzprobe . . ." — Die Singakademie unter Dr. Carl Mennicke hatte sich mit der Aufführung der berühmten Liszt'schen Legende eine außerordentlich hohe Aufgabe gestellt. Dank den hervorragenden Dirigentenqualitäten Dr. Mennickes und dem großen Eifer des Chores kam sie aber über alle Schwierigkeiten siegreich hinweg, und auch das Orchester (die verstärkte 58er Kapelle) folgte dem leisesten Winke des Dirigenten. Was zu wünschen übrig blieb, dürfte wohl nirgends von dilettantischen Chören erwartet werden können. Auch die Solisten waren glücklich gewählt, kurz, die beabsichtigte Liszt-feier gestaltete sich auch für den anspruchsvollen Hörer wirklich zu dem, was sie sein sollte, zu einem weihevollen Gedächtnisabend. Solche Aufführungen beweisen, daß unter der Leitung von Meisterhänden jede Kunst, und namentlich die Musik, auch in der Provinz eine Pflegstätte finden kann, die mehr bedeutet als dilettantische Spielerei.

Q Th St



Der geplante Bau des „Hausfleißvereins für das Riesen- und Isergebirge" in Warmbrunn

Organisation von Hausindustrien

Der in der Gründung begriffene „Hausfleißverein für das Riesen- und Isergebirge" erläßt den im folgenden wiedergegebenen Aufruf. Wir wünschen dem Verein um der guten Sache willen, der er dient, ein gedeihliches Wachstum. Möchten nicht nur diejenigen unserer Leser, die in der Nähe des Hirschberger Tals daheim sind, ihre Sympathie für den Verein mit ihrem Beitritt bekräftigen, sondern auch die ferner Wohnenden. Denn wenn sich irgendwo im Vaterlande bedrängte, aber lebenskräftige Hausindustrien organisieren und unter tüchtiger, sachkundiger Leitung ihre Lage vor allem dadurch zu heben suchen, daß sie ihre Erzeugnisse beständig besser und edler machen, so ist das ein Prozeß der Gesundung und Erstarkung, der dem Ganzen zugute kommt und den zu fördern jeder nach Kräften bemüht sein sollte. Ueber alles Einzelne gibt der Aufruf selbst die nötige Aufklärung:

„Für viele Gegenden ist die Hausindustrie von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Auch für das Riesen- und Isergebirge nimmt sie im Wirtschaftsleben eine hervorragende Stellung ein. Ein Teil dieser heimischen Hausindustrie, wie z. B. die Spitzenindustrie, entwickelt sich durch das Wohlwollen der Behörden und besonderer Vereine in erfreulicher Weise. Andere, die dieser fördernden Aufmerksamkeit entbehren, gehen in auffälliger Weise zurück.

Und doch ist noch Mutterboden für die Hausindustrie im Riesen- und Isergebirge!

Aber die schlechte Bezahlung, die ihre Kleinarbeiten, wie Holzdrechseln und -schnitzen, Kleintischlern, Korbflechten, Glasschneiden usw. erfahren, treibt sie hinaus aus ihren stillen Dörfchen, sie, die doch so leicht zufrieden gestellt werden könnten.

Aehnliche Zustände herrschten auch in anderen Ländern, die heute eine blühende Hausindustrie besitzen, dort wurden noch früh genug die Ursachen des Niederganges erkannt und Maßregeln zur Neubelebung ergriffen. So hat z. B. in Norwegen ein Verein in Verbindung mit der Regierung des Landes die Heimarbeit zu einer blühenden Industrie erhoben.

Auch für das Riesen- und Isergebirge ist nun endlich die Gründung eines „Hausfleißvereins" erfolgt. Derselbe hat die Aufgabe, die einheimische Hausindustrie in jeder Weise zu fördern. Dies soll geschehen durch Schaffung eines „Geschäftsmittelpunktes", Einführung eines einheitlichen Warenzeichens für echte Riesengebirgsartikel, Beschaffung guter Muster, die unentgeltlich an die Hausindustrie abgegeben werden sollen usw.

Eine Anzahl Damen und Herren, die ein warmes Herz für die Hausindustrie haben, sandten uns zumteil namhafte Spenden für das in Warmbrunn als „Geschäftsmittelpunkt" zu erbauende Haus. Sogar aus dem Rheinland ging eine hochherzige Spende ein. Herr Graf Friedrich Schaffgotsch, der an die Spitze unseres Unternehmens getreten ist, hat den Bauplatz geschenkt.

Noch aber fehlt viel zur Ausführung des Baues. 30 000 Mark sind erforderlich zur Ausführung des Baues und zur Anstellung eines tüchtigen Geschäftsführers etc.

Daher richten wir an alle Schlesier und Freunde unserer Berge die herzliche Bitte, uns Bausteine zu liefern und durch Jahresbeiträge, die zur Deckung der jährlichen Unkosten verwendet werden sollen, uns zu unterstützen. Hat doch an unsern schönen Bergen die ganze Heimatprovinz Anteil!

Jede Gabe ist willkommen. Je mehr Schlesier zu unserem Bau beitragen und Mitglied unseres Vereins werden, desto freudiger werden wir es begrüßen.

Der Verein verfolgt lediglich den Zweck, in dem zu erbauenden Hause die Erzeugnisse unserer Hausindustrie ans Licht zu ziehen, die Hausindustriellen bekannt zu machen, ihnen Aufträge und Verkäufe zu vermitteln und dadurch ihren Absatz und Verdienst zu heben.

Lebenslängliches Mitglied wird jeder, der wenigstens 100 Mark für unseren Bau spendet, Förderer des Vereins sind alle, die einen jährlichen Beitrag von 20 Mark zahlen. Die einfache Mitgliedschaft wird durch einen Jahresbeitrag von 3 Mark erworben.

Jedes Mitglied nimmt an einer in Aussicht genommenen jährlichen Verlosung kunstgewerblicher Erzeugnisse unserer heimischen Industrie teil.

Uns zugedachte Spenden für den Hausbau sowie Jahresbeiträge bitten wir an die Filiale des Bankhauses Eichborn & Co., Hirschberg i. Schl. zu senden."

Protektor des Vereins ist Graf Friedrich Schaffgotsch in Warmbrunn, Vorsitzender des Arbeitsausschusses Freiherr v. Seherr-Thoß in Warmbrunn.

Der Hausfleißverein will allen Hausindustrien helfen, die in Frage kommen; er beschränkt sich nicht auf ein einzelnes Berufsgebiet. Es ist aber eine Konsequenz seiner Bestrebungen, daß nun die einzelnen Industrien unter sich Verbände schaffen, die sich den besonderen Sorgen und Bedürfnissen der einzelnen Berufe ausschließlich widmen. Die schlesische Spitzenindustrie ist damit schon vorangegangen; mit welch gutem Erfolge, davon haben die „Heimatblätter" ja schon öfters, zumal gelegentlich der Brüsseler Ausstellung, berichtet. Nun folgen die Holzschnitzer des schlesischen Gebirges. Am 11. Januar fand in der Warmbrunner Holzschnitzschule unter der Leitung des Herrn Direktor Kieser die Gründungsversammlung statt. Ihr wohnten auch der Schulvorstandsvorsitzende Geheimrat Seydel-Hirschberg und Handelskammerpräsident Sattig bei. In dem neuen Verein sollen sich alle in der Holzschnitzerei und in den damit zusammenhängenden Berufen tätige Gewerbetreibenden zusammenschließen. Der Verein will die Herstellung und die Preise regeln, neue Muster schaffen und auch deren Vertrieb überwachen. Der Absatz soll durch unmittelbare und mittelbare Reklame (Vorträge, Ausstellungen usw.) gefördert werden. Für tüchtige Arbeitskräfte und gute neue Muster soll das Hand-in-Hand-gehen des Vereins mit der Holzschnitzschule bürgen. Auch von auswärts und etwa durch Preisausschreiben unter deutschen Künstlern sollen gute Muster beschafft werden. Die internationale Fremden- und Verkehrsausstellung, die im April in Berlin eröffnet wird, soll beschickt werden. — Der Vorstand setzt sich aus Angehörigen der verschiedenen Richtungen der Feinholzindustrie zusammen. Zum Vorsitzenden wurde Bildhauer Paul Kriebel-Hirschberg gewählt.

Das Spitzenklöppeln

Adele Voshage hat eine 3. vermehrte Auflage ihres Buches: „Das Spitzenklöppeln" erscheinen lassen und damit vielen klöppelkundigen Damen Gelegenheit zur Vervollkommnung in dieser interessanten Kunst gegeben. Besonders aber Anfängerinnen, sowie sie nur einigermaßen mit der Technik vertraut sind, ist dieses Buch zu empfehlen. Der Lehrgang ist sorgsam gewählt, und jedes der vielen gut abgebildeten Muster ist mit Angabe des dazu verwendbaren Materials gründlich und klar erläutert. Auch wird uns ein kurzer Ueberblick über Entstehung und Verbreitung dieser alten Spitzenkunst gegeben.

Heute ist die zum Teil recht gut hergestellte weiße Maschinenklöppelspitze eine gefährliche Konkurrenz der Handklöppelspitze geworden, und es wäre daher ratsam, alle Vorteile und Möglichkeiten der Handklöppelei auszunutzen, beispielsweise die Herstellung farbiger Spitzen, wie sie auch im Mittelalter schon bekannt waren. Wie schön müßte z. B. eine echte, d. h. handgeklöppelte

Spitze als Schmuck des Frauenkleides sein, in Form und Farbe diesem angepaßt und in starkem Material oder Seide ausgeführt. Und so würde man sicher noch manche neue Anregung finden, hat man es erst zur vollständigen Beherrschung der Technik gebracht. Hierzu wird dieses Buch allen ein guter Führer sein. Adelheid Schiller

Baukunst

Dresdner Ausstellungsarchitektur

Wer die Chroniken über die Weltausstellungen durchliest, der findet dort, daß einzelne Paläste und Pavillons als architektonische Meisterwerke bezeichnet werden, während offen oder versteckt — je nach dem — zugegeben wird, daß es an einer einheitlichen Note fehlt. Die Veranstalter der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 haben nach dieser Richtung hin durch eine geeignete Organisation des Ausstellungsbauwesens vorgesorgt. Die ersten Architekten Dresdens — es sind 21 an der Zahl — arbeiten nach einem sorgfältig erwogenen Bebauungsplan. So sieht man denn heute schon, daß die Internationale Hygiene-Ausstellung wie eine in sich geschlossene Stadt emporwächst. Nirgend haben beliebige künstlerische oder unkünstlerische Grundsätze ein Sonderwesen getrieben, sondern allenthalben beobachtet man ein Ausgleichen und Abwägen in Maßen und Höhen der einzelnen Gebäude, ästhetische Rücksichtnahme auf Umgebung und Landschaft. Man hat nicht einfach für die Freilegung des Baugeländes Bäume in dem Königlichen Großen Garten gefällt, sondern sich in gegebene Naturschönheiten rücksichtsvoll eingeordnet und dadurch eine schöne Gesamtstimmung hervorgerufen. Es wird die Ausstellungsbesucher behaglich anmuten, daß es auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung nicht nur Haupt- und Verkehrsstraßen gibt, sondern, wie eben in einer wohlangelegten Stadt, auch stille Nebenstraßen. Die eigentlichen Ausstellungsbauten haben die spezifisch Dresdner Note. Die Paläste des Auslandes, von Frankreich, Rußland, Oesterreich, Ungarn, Japan, China, Schweiz liegen an der prächtigen „rue des nations", der boulevardartigen Herkules-Allee. Aber auch hier hat man dafür gesorgt, daß jedes einzelne Land gleichsam einen Kreis für sich bildet.

Naturschutz und Heimatpflege

Vom schlesischen Dorfgasthaus

plaudert B. Clemenz in seinem eben erschienenen hübschen, anregenden Werkchen „Wandern und Schauen in der Heimat, Dorf-, Stadt- und Landschaftsbilder aus Schlesien", und wir geben diesen Abschnitt des Buches hier wieder, um zur Lektüre des ganzen Lust zu machen. Arbeiten wie diese müßten wir mehr haben, auch für die Gebiete, die Clemenz nicht berücksichtigt (er behandelt hauptsächlich Niederschlesien in einer großen Reihe zwanglos zusammengestellter Betrachtungen und Wanderskizzen).

*

Unsere Zeit hat leider den Zug, das gute altschlesische Wirtshaus auszurotten. Nur wenige Dörfer noch zeigen diese von außen wie innen so traulich anmutende Erholungsstätte. Je näher man der Stadt kommt, desto städtischer wird das Dorfwirtshaus. Ein altschlesisches Wirtshaus hatte in seinem Innern fast typisch zu nennende Züge. Charakteristisch war die „Saule" inmitten des Raumes der Gaststube. Es gibt deren noch einige, wo rings um diese Saule ein runder Tisch gebaut ist, der Honoratiorentisch, an dem sich des Abends die Dorfgewaltigen ein Stelldichein geben. Der fremde Gast, namentlich der, der sich nicht ganz für „voll" taxiert, nahm bescheidentlich an einem der drei, vier eckigen Tische an den Wänden Platz, bis er aufgefordert wurde, in die Tafelrunde einzutreten. Dort serviert der „Bräuer" oder „Kretschmer" höchst eigenhändig, dort wird neben dem modernen „Schnitt" noch das „Quartierdel", der Rotgestreifte, der Gemengte, „a Stampel" und eine Kuffe selbstgefüllten einfachen Bieres getrunken. Dort wird des Dorfes Leben besprochen, die Ernte, das Wetter, die neuen Steuern, die Schule, die Pfarrei und wieder das Wetter. Dann, wenn nichts mehr durchzugehen ist, wird „a Kupp" oder der moderne Skat entriert, bis um Mitternacht, wenn der Nachtwächter eintritt und daran erinnert, daß alle Freud' ein Ende haben muß. Erfreut er sich des Wohlwollens, so wird ihm ein Schnäpschen und eine Zigarre spendiert. Bei Schluß der Sitzung holt der Kretschmer noch eine „Gallert" aus der Küche, und dann geht's in lebhaftem Gespräch heim.

Die große Uhr an der Wand, oft in die Mauer hineingebaut, gab mit ihrem

Getriebe dem behaglich-einfachen Raume Stimmung. An dem breiten Kachelofen, der nicht selten zur Hälfte der anstoßenden Schlafstube angehörte, war eine Ofenbank angebracht, auf welcher die frostigen Alten gern Platz nahmen.

Die alten Wirtshausmöbel waren echt bäuerlich. Die Tische schwer mit großen, starken Beinen, die Stühle mit eigenartiger Lehne mit dem bekannten herzförmigen Ausschnitt oder mit Stäbchen ausgefüllt. Mir sind noch Gasthäuser bekannt, wo diese Möbel schon über hundert Jahre im Gebrauch sind. In den Wirtshäusern wohlhabenderer Dörfer gibt's auch ein altes, breites Ledersofa für die angesehensten Gäste. Hier hängt eine Lampe über dem Tisch, während sonst an den kleinen Tischen nur Lichter in alten Leuchtern angebrannt werden. Vor mir steht ein solch alter Gasthausleuchter, aus Holz geschnitzt, mit bauchartigem Gefäß für das Feuerzeug, woraus sich wie ein Blütenstengel das schlanke Rohr für das Licht erhebt, das Ganze braun gebeizt. Wenn ich diesen schätzungsweise reichlich hundert Jahre alten Leuchter, den ich aus einem Gasthause der Glogauer Gegend habe, ansehe, spinnt sich meine Phantasie ein Stück Gasthausleben der alten Zeit aus: das Väterchen, müde der Arbeit, kaut an der Tabakpfeife und plaudert von Krieg und Not, derweilen sein Nachbar ein Prieschen nimmt.

Der schönste Schmuck des alten Dorfwirtshauses ist seine Sauberkeit, auf die zu halten jeder Kretschmer als seine oberste Pflicht ansieht. Keine „gestrigen" Gläser zum Gaudium für Fliegen auf dem Sims; Tische und Stühle frisch gewaschen, das Wasser im Becken zum Spülen stets sauber. Was er bietet, der alte Wirt, ist herzlich einfach und birgt wenig Auswahl, aber es ist proper.

Doch auch Bildschmuck kannte die Wirtsstube. Von persönlichen Andenken abgesehen (das Soldatenbild fehlte fast nie), die dem Raum den Stempel des Wohnzimmers gaben, waren doch auch typische Bilder da; so findet man heut noch über der Tür oder dem Ausschank das bekannte Bild mit der Mahnung zum Bar- und Baldbezahlen: „Hier wird nicht —" (daneben eine Wasserpumpe). Außerdem sind nicht selten alle Blumenstöcke mit sinnigen Sprüchen, ferner Bilder mit Glasmalerei aus lauter schmalen, senkrecht gestellten Glasstreifen, die, von zwei Seiten gesehen, verschiedene Ansichten gaben. Als Hauptbild fungierte meist ein alter Stich, ein Schlachtengemälde darstellend.

Mit diesem alten Hausrat hat die heutige Zeit gründlich aufgeräumt. Jeder Wechsel des Besitzers ist Gelegenheit, den alten Plunder hinauszuwerfen und an seine Stelle moderne, völlig charakterlose Fabrikware zu setzen, die das Bild eines städtischen Wirtshauses vortäuscht, aber doch so gar nicht zum Ganzen paßt. Dazu gesellen sich dann noch als Wandschmuck moderner Art die Unmenge der Reklamebilder von Spirituosen-, Fahrrad- und Maschinengeschäften, die völlig wahllos nebeneinander gehängt werden und dem ohnehin schon unbehaglichen Zimmer den Eindruck der Anschlagsäule verleihen. Um das Verkehrte nun vollends zu krönen, kommt ein großartiger Musikapparat in die Ecke, der den Mangel an Behaglichkeit und schmucker dörflicher Ausgestaltung verdecken soll, aber die Freude am Dorfwirtshaus, das für viele ein Ort der Erquickung war, gründlichst verleidet.

Wenn man die schlesischen Gaue durchstreift, findet man auf einen guten alten Gasthof immer zwei, drei „modernisierte". Daß man in guter Weise modernisieren kann, scheint niemandem beizukommen. Früher machte der Tischler des Dorfes die neuen Möbel Stück für Stück und gab ihnen etwas von ortsüblicher Gestalt, jetzt werden sie vielfach nach dem Katalog aus Fabriken bezogen. In Ober-Kauffung sah ich eine Wirtshaus-Ausstattung, die die alten Möbelformen geschickt beibehalten hatte und auch sonst in ihrer ganzen Aufmachung echt dörflich war. Auch hier wird die Besinnung kommen, wenn es zu spät sein wird; wenn auch der Städter kein Verlangen mehr hat nach falschem Prunk und unechtem Zierat. Schon jetzt hört man Urteile, die auf eine solche Kritik schließen lassen, und es läge tatsächlich weit mehr im Interesse der Besitzer, wenn sie ihren Lokalen den ursprünglichen Charakter wiedergäben und, wo er noch vorhanden ist, zu erhalten suchten.

Der Gasthof aus der Vergangenheit zeichnet sich durch irgend eine Besonderheit nicht bloß von den übrigen Dorfhäusern, sondern auch von den Gasthäusern der Umgegend aus. Wie die Bürger in den Städten ihrem Heim eine persönlich anmutende Ausgestaltung gaben, so fügte der Erbauer des Gasthofs eine Auszeichnung bei, die noch so bescheiden erdacht sein mochte, jedenfalls aber von einem individuellen Empfinden zeugte. Der eine hing ein

schmiedeeisernes Aushängeschild über die Haustür, ein anderer verzierte die Front des Hauses mit Inschriften oder mit sinnbildlichen Darstellungen. Ein der Natur der Gegend entsprechendes Symbol sieht man an dem Gasthause in Bärsdorf-Trach, nämlich einen Storch; die Deichsa-Landschaft ist hier reich an diesen Sumpfvögeln. So entstanden die Abwechselungen, die das Auge so erfreuen und neben dem Verdienenwollen auch an liebevolle Pflege des Gastes denken ließen! —

Die Gebirgsgegenden sind erhaltend für alte Sitten und Bräuche; im schlesischen Gebirge findet man noch da und dort altdeutsche Dorfgasthäuser, so wie sie jeder gern sieht. Für die Liegnitzer Gegend könnte auf die alten Wirtshäuser von Krummlinde, Kl.-Reichen, Schönborn, Hummel, Kroitsch und Holzkirch hingewiesen werden, die sich noch in alter Art erhalten haben. Im Dorfbilde wird von diesen der Hochkircher die beste Rolle spielen, der, ein alter Giebelbau mit dunkel getönter Balkenfügung, von schattigen Linden postiert wird, zwischen denen sich reizvoll eine Steintreppe ausnimmt. Eine alte Brauerei alten Ansehens hat das Dorf Barschau bei Raudten, und in Industrieorten, wie z. B. in Kauffung, finden sich Vergangenheit und Gegenwart nebeneinander.

Ein architektonisches Idyll ist das alte Gasthaus (zugleich Scholtisei) in Wünschendorf bei Lauban, eine Zierde der Straße, an der es steht. Altdeutsche Holzverschalung und Balkenführung, dunkel gefärbte Giebelwände und das alttrauliche Strohdach geben diesem geräumigen Bau ein unvergleichliches Aeußeres. Dieses Poem von einem schlesischen Gasthause verdient als Altdenkmal unter Heimatschutz genommen zu werden.

Desgleichen besitzt die Oberau bei Goldberg in dem „Altdeutschen Gasthofe" eine Stätte, die uns zeigt, wie man früher nach altem bodenständigen Geschmack zu bauen imstande war. Es ist ein einfacher einstöckiger Giebelbau mit Altane aus Steinen und Holz gefügt.

In Royn, Kreis Liegnitz, findet sich an dem Gasthause ein goldenes Löwen-Relief mit einer Inschrift, die besagt, daß der alte Bau 1811 durch Blitzschlag in Asche gelegt und ein Neubau errichtet worden ist.

Ein für die Gebirgsgegend charakteristischer Bau ist der behagliche Gerichtskretscham in Lauterseiffen bei Löwenberg. Ueber der Wirtshaustür ist folgende große Inschrift angebracht:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand-
Zu den drei Linden wird es genannt."
Erbaut von dem Gerichtskretschmer
Joseph Wecker und seiner Ehegattin
Anna Rosina geb. Schmidt 1832."

An den bunten Lindenbildern zeigt sich die Freude an Verzierungen, und die Ueberschrift läßt die behäbige Genugtuung an dem gelungenen Werke spüren; der Mann sieht die Sache als sein Werk an und vergißt nicht, seine Eheliebste zu verewigen. Längst entschwundener Besitzerstolz!

Am „Tannzapfen" bei Reichenstein im Paß nach der Grafschaft fand ich 1908 folgende Inschrift:

„Ich habe all' Zeit auf Gott gebaut
Und habe dieses Haus gebaut —
hier aber ist mein Bleiben nicht,
ich muß vor Gottes Angesicht."

Derartige Zeichen einer für die Gegend charakteristischen Gesinnung sind heute gerade zur Seltenheit geworden. Nicht bloß die fromme Denkart des Gebirglers, sondern auch die berufliche Selbstmahnung spricht aus folgender Inschrift, die über dem alten Gasthause in Maiwaldau bei Hirschberg (Kreis Schönau) sich befindet:

„Nie seufze jemand über mich,
Mein ganzes Herz bestrebe sich,
Dem Nächsten gern zu geben,
Was er mit Recht verlangen kann,
Auch stets gerecht mit jedermann,
Wie's Gott gebot — zu leben."

Man ersieht aus diesen Beispielen, die wirklich rar zunennen sind, welcher Geist bei den Altvordern wohnte. Sie mögen als letzte Ueberreste einer entschwundenen Zeit aufbewahrt werden — vielleicht, daß man sich jetzt oder später doch ein Beispiel daran nimmt.

Den Pavillon in Schmiedeberg

von dem wir im letzten Hefte berichteten, können wir den Lesern heute mit zwei Abbildungen zeigen; der Beschauer wird seine Freude an dem hübschen architektonischen Werklein haben.

Begründer und Verleger: Dr. O. Reier; Schriftleiter: R. Henseling; beide in Hirschberg i. Schl.
Verantwortlich: der Schriftleiter.
Druck der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.

Pavillon in Schmiedeberg, vom Ende des 18. Jahrhunderts. Das Bauwerk bleibt dank dem Eintreten des Schlesischen Bundes für Heimatschutz erhalten (vergl. die Mitteilung in der Heimatschau von Heft 7)

Abbildung 5: Pfarrhaus am Kirch-Hügel

Abbildung 6: Schloß im Park

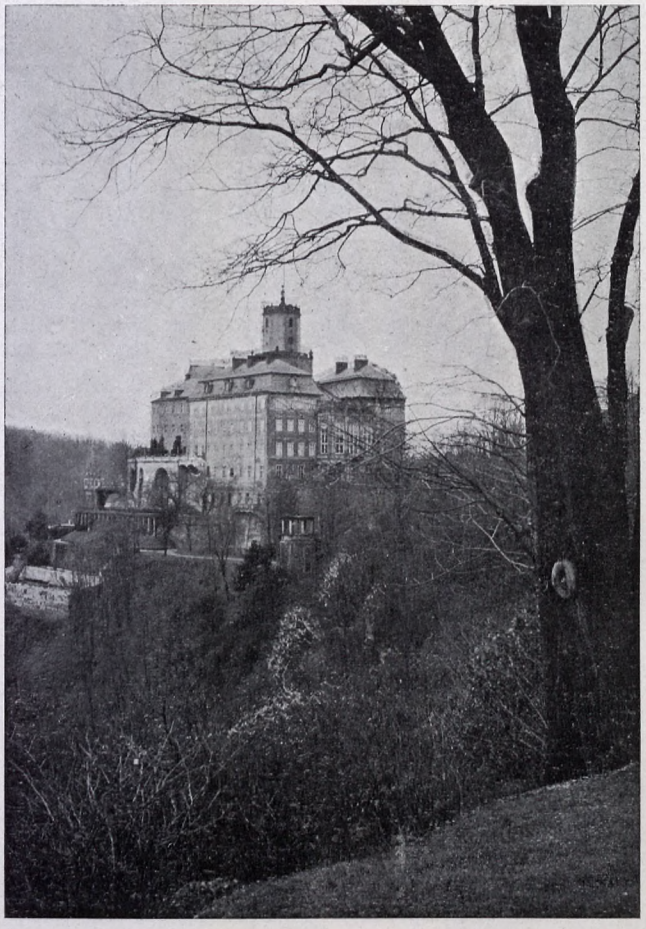


Abbildung 9: Schloß im Hügelland

Abbildung 7: Schloß mit Auffahrt

Abbildung 8: Gegenbeispiel